

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 12 (1872)

Artikel: Erlebnisse eines St. Gallischen Freiwilligen der Loire-Armee im Winter 1870
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erlebnisse

eines

St. Gallischen Freiwilligen der Loire-Armee

im Winter 1870.

Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen.

Jahrgang 1872.

Mit einer Karte.

ST. GALLEN.

HUBER & COMP. (F. FEHR).

1872.

S

3
Pl.

Erlebnisse

eines

St. Gallischen Freiwilligen der Loire-Armee

im Winter 1870.

Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen.

Jahrgang 1872.

Mit einer Karte.



ST. GALLEN.

HUBER & COMP. (F. FEHR).

1872.

Nach Proklamation der Republik im Anfang September 1870 kam ich nach Lyon mit der Absicht, als Freiwilliger in die französische Armee einzutreten.

Auf den ersten Blick sah man, dass die Stadt nicht das tagtägliche Gewand anhatte. Schon am Bahnhof und dann in der ganzen Stadt fanden sich statt der Polizei, die gänzlich fehlte, nur Leute von der „Garde nationale sédentaire“ in ihren schwarzen und weiss garnirten Uniformen, meistens mit Percussionsgewehren zweifelhaften Aussehens bewaffnet. Vor dem Stadthaus und vor der Préfectur waren grosse, ganz roth ausgeschlagene und roth beflaggte Tribünen errichtet, darüber in ungeheuern Lettern die Worte: „La Patrie est en danger! Enrôlements volontaires.“ Auf den Tribünen sassen ein oder zwei uniformirte Persönlichkeiten, welche die kommenden Freiwilligen erwarteten. Da ich zum ersten Mal spät Abends vorbeiging, so wunderte ich mich nicht zu sehr, dass Niemand mehr sich zu melden schien; am Morgen, dachte ich, werde wohl ein ungeheurer Zudrang sein; ich glaubte eben nicht anders, als Alles, was nur ein Gewehr tragen könne, werde um jeden Preis in's Feld wollen. Aber in den mehrern Tagen, die ich zu Lyon verweilte und während deren ich oft vor diesen Tribünen vorbei kam, sah ich auch nicht einen einzigen Freiwilligen, der sich hier einschreiben liess.

Ich logirte bei einem Cafétier, Lieutenant der „Garde nationale sédentaire“, der von Morgens früh bis Abends spät nicht aus seiner hübschen Uniform herauskam, obschon seine Dienstverrichtungen ihn nur wenig von den Obliegenheiten eines aufmerksamen und freundlichen Wirthes entfernt hielten; denn seine Leistungen für das bedrängte Vaterland bestanden einzig darin, dass er täglich etwa zwei Stunden Abends auf dem Cours Napoléon zusah, wie seine Section von einem Linienunteroffizier eingedrillt wurde.

Der Mangel jeder Leidenschaft in einem Momente, wie der damalige für Frankreich war, das vollständige Siechgleichbleiben der Meisten in ihren werk- und alltäglichen Schwachheiten, Rancunen und Eitelkeiten in einer Lage, wie die damalige, kam mir sehr unerwartet, fast unglaublich vor: von der Republik schwatzten die Zeitungen, sonst kein Mensch. Man war auch nicht niedergeschlagen: man that und trieb, was Tagesmode war, darunter ein wenig Militaria, und liess übrigens Frankreich und die Welt gehen, wie sie mochten.

Aber auch keine Spur von Unordnung kam jemals vor, trotz Abschaffung der Polizei. Die sie vertretende „Garde nationale sédentaire“ machte Parade an öffentlichen Plätzen und vor öffentlichen Gebäuden, hatte aber nichts zu thun; auf etwas nur war ihre ungetheilte Aufmerksamkeit gerichtet: sie witterte sehr leicht preussische Spione.

Nachdem ich mich auf der Intendantur vorgestellt und die übliche Untersuchung bestanden, zahlte man mir im Schatzamt der Préfectur die Eisenbahnspesen und zwei Rationen bis nach Tours, und ich fuhr landeinwärts. In meiner Gesellschaft waren drei von Sedan entwischte Soldaten von der Linie. Einer davon hatte einen Bayonnetstich in Wange und Unterkiefer und hatte den ganzen Tag mühsam zu kauen, um den Hunger zu stillen. Er war aber doch wohlgemuth, wie die andern auch; sie wussten viel zu erzählen von Gravelotte und Sedan und sehr viel zu fluchen über „Badinguet“; das war das ewige Thema. Sie waren nach Nevers instradirt, um in ein Marschregiment eingereiht zu werden und ihre Leidensgeschichte von vorn anzufangen.

In Nevers musste ich übernachten. Ich trat in ein Café, begehrte und erhielt Logis. An dem unvermeidlichen Billard spielten ein Corporal und ein Soldat von der Linie. In seiner Schlaueit hatte der Corporal an verschiedenen Anzeichen (Sprache und Brille, letztere ist besonders verdächtig) bald erkannt, dass ich ein preussischer Spion sein müsse und fing sofort an zu sticheln und über die Preussen zu schimpfen, ich liess ihn natürlich gewähren; als er aber zu unverschämt wurde, rief ich den Wirth, zeigte ihm meinen „Acte d'engagement“ und wünschte Ruhe zu haben. Da bekam der gute Cafétier einen grossen patriotischen Zorn und hielt dem Corporal eine Strafpredigt, worauf dieser zu bezahlen vergass und davon ging.

Andern Tags hatte ich in Vierzon wieder einige Stunden Aufenthalt. Ich ging an's Büffet und begehrte etwas. Kaum hatte ich einige Worte gesprochen, als schon der am Bahahof-Perron wachstehende Garde-Nationale zu mir trat, offenbar in der Hoffnung, einen preussischen Spion erbeutet zu haben und in Vierzon ein berühmter Mann zu werden. „Haben Sie Papiere?“ fragte er ziemlich drohend. „Gewiss habe ich Papiere,“ antwortete ich, indem ich das Glas zum Munde führte. „Zeigen Sie Ihre Papiere!“ befahl der Nationalgardist. „Sind Sie etwa von der Polizei?“ fragte ich mit einigem Spott. Der gute Mann antwortete gereizt und stolz: „Oui, Monsieur, je suis de la Garde nationale.“ Kaum hatte ich diesen Cerberus durch Vorweisen meines schon erwähnten Dokuments befriedigt und damit seine Barschheit in lauter Freundlichkeit verwandelt, und war vor den Bahnhof getreten, wo man eine Abtheilung Mobiler („Garde nationale mobile“, oder wie die Lesart jetzt lautet: „Garde nationale inutile“) musterte, als ich schon wieder, diesmal von Einem von der Feldgensdarmarie, um meine Papiere angesprochen wurde. Ich fing an, mich nach meiner Uniform zu sehnen, um dieser Plackereien enthoben zu sein.

Abends kam ich in Tours an und bekam gleich einen kleinen Vorgeschmack von den Herrlichkeiten, die meiner warteten. Ein Zimmer war nicht mehr zu bekommen; Alles war überfüllt von Militär; in einem Café, das die ganze Nacht belebt und offen blieb, schlief ich auf einem Billard.

Andern Tags verfügte ich mich in die Caserne des hier in Formation begriffenen Freiwilligenbataillons von Fremden, wurde der 6. Compagnie zugetheilt und andern Tags uniformirt. Aus dem etwa achttägigen Casernenleben ist nichts Besonderes zu vermelden. Man exerzirte ein wenig, hatte alle Tage einen Hauptappell und einige Stunden frei.

Die Gesellschaft war freilich eine ganz andere, als ich erwartet hatte. Ich hatte mir eingebildet, eine Armee Freiwilliger aus der ganzen Welt zu finden, welche wirklich in der Meinung gekommen wären, für die Republik und die Freiheit der Welt ihre Haut einzusetzen. Statt dessen fand ich, dass wenigstens die Hälfte dieser Freiwilligen aus Belgien bestand, zum grossen Theil Arbeiter von Arras und Lille, die der Krieg um ihr tägliches Brod gebracht, zu einem andern nicht unbedeutenden Theil aber Deserteure der belgischen Armee; diese Letztern klagten übereinstimmend über den chicaneusen Dienst in ihrer Armee und erklärten die massenhafte Desertion nach Frankreich damit, dass die Strafe für Desertion in Friedenszeiten nicht mehr betrage, als was jeder Unteroffizier täglich für Kleinigkeiten diktiren könne. Im Uebrigen waren es Leute aus aller Herren Ländern, vorzugsweise Italiener, Amerikaner, Schweizer, unter diesen meines Wissens drei St. Galler.

In der alten Stadt Tours ging übrigens Alles seinen gewohnten Gang; wer nichts gewusst hätte, würde kaum bemerkt haben, dass der Feind im Land und Frankreichs Regierung hier sei, wäre nicht auch hier die Polizei überall durch Militär ersetzt gewesen.

Meine Habseligkeiten, in einem Handkoffer verpackt, stellte ich am letzten Tag vor unserm Abmarsch bei jenem Cafétier ein, auf dessen Billard ich die erste Nacht in Tours verbracht hatte. Ich empfahl ihm denselben zu besonderer Sorgfalt und sagte ihm, er sei für mich von grossem Werth. Als ich dann ungefähr nach einem halben Jahre aus deutscher Gefangenschaft zurückkehrte und meinen Cafétier wieder besuchte, erkannte er mich sofort wieder, schüttelte mir gemüthlich die Hand, beglückwünschte mich, dass ich alle Glieder unversehrt wieder mitbringe und erzählte mir, wie er meine Sachen mit vieler Sorgfalt habe vor den Preussen verbergen müssen, und stellte mir einen guten Tropfen auf.

An einem schönen Mittag gegen Ende September zog das Freiwilligenbataillon durch die altehrwürdige Stadt nach dem Bahnhof. Die Truppe war gut ausgerüstet, in Linienuniformen, mit nagelneuen Chassepots, nur die Knöpfe nicht alle ordonnanzmässig. Was uns aber wirklich unglücklich machte, das war der Mangel des Tornisters; Munition, Mundvorrath und sämtliches Putzzeug und kleine Effekten musste man in einem leinenen Sack, nach Art unseres Brodsacks, mit vieler Beschwerde um den Hals tragen. Dazu Zelt und Felddecke gerollt über die Brust; — man konnte fast nicht Athem holen. Die Reinlichkeit vermochte bei dieser Einrichtung natürlich auch nicht zu bestehen.

Mit Extrazug ging's diesen Abend nach Bourges und dort auf das sogenannte Polygon, einen ungeheuern Exerzirplatz, wo damals Truppen zusammengezogen wurden. Bei finsterner Nacht mussten die Zelte zum ersten Mal aufgeschlagen werden; das war eine Arbeit zum Verzweifeln; die meisten hatten noch keines in Händen gehabt.

Darnach aber kam ein süsser Schlaf, und bei hellem Sonnenschein und herrlichstem Wetter erwachten wir zum ersten Mal „im Feld“. Es waren schon bedeutende Truppenmassen aller Waffengattungen hier; Arbeit gab es wenig; wir hatten ein paar Tage schönsten Lagerlebens: edlen Wein und guten Tabak die Fülle.

Das Lagerleben spann sich ungefähr in folgender Weise ab: die kleinste administrative Einheit der französischen Infanterie ist die „Escouade“, deren die Compagnie bei uns damals acht enthielt. Vorsteher derselben ist ein Corporal. Sämtliche Vertheilungen von Lebensmitteln gehen vom Compagnie-Fourier nur an diesen und niemals an die Mannschaft direkt. Ebenso besorgt die „Escouade“ vollkommen selbstständig die Küche; sie kann entweder die Funktionen eines Koches der Reihe nach herumgehen lassen oder aber einen Einzigen damit betrauen.

Am Morgen war gewöhnlich um 6 oder 6½ Uhr Frühappell. Zugleich begann die Zubereitung des Morgenkafes, natürlich schwarz mit Zucker. Vormittag und Nachmittag je eine Stunde Exerziren, Mittag und Abend Appell; dazwischen kam die viele und strenge Arbeit zur Herbeischaffung aller Bedürfnisse (Corvée-Arbeit). Sonst waren wir frei im Lager, und Abends 6—9½ Uhr war auch dieses offen. — Dann ging in die Stadt, wer einige Sous in der Tasche hatte, und vertrieb sich die Zeit bei einem ebenso guten als wohlfeilen Glase Wein.

Die „Escouade“, aus 12—15 Mann bestehend, bildete also eine Familie, deren Vater und unumschränkter Herr der Corporal war. Ueber ihm stehen, wie bei uns, der Sergent oder Wachtmeister, der Fourier und der Sergent-Major oder Feldweibel. Der französische Unteroffizier ist durchwegs ein ausgezeichneter Soldat von tadelloser Disciplin, unermüdlicher Ausdauer und grosser Genügsamkeit, gewöhnlich ohne allgemeine Bildung; was aber sein Regiment nach unten betrifft, so haften demselben alle Uebel des Patriarchenthums an: Parteilichkeit und Vorliebe für Einzelne, Missbrauch der Strafgewalt und Chicanen gegen Andere. Dabei ist die discretionäre Strafcompetenz des französischen Unteroffiziers eine viel grössere als bei uns, während seine Bildung der des unsrigen nachsteht. Eine Ausnahme hievon machen aber die Fouriere und Sergents-Majors, die zugleich tüchtige Militärs und gebildete Leute sind.

Der Sergent-Major regiert die ganze Compagnie mit derselben Unumschränktheit, wie der Corporal seine „Escouade“. Was zu seinem Nimbus nur beitragen kann, ist, dass er (wie auch der Fourier, sein Schreiber) nur mit den Corporalen verkehrt.

Der französische Soldat ist in der Regel arm. Die Besoldung des Gemeinen in Garnison beträgt 5 Centimes per Tag, das gibt 25 Centimes jeden 5., d. h. jeden Soldtag, im Feld 7 resp. 35 Centimes. Dazu kommen in der Garnison regelmässig, im Feld unregelmässig, Gutscheine auf (guten) Regie-Tabak, mit denen der Soldat das Hectogramm, das für den Bürger 1 Fr. kostet, für 30 Cents. bekommt. Immerhin reicht der Sold für den Tabakconsum eines strengen Rauchers, wie der französische Soldat es gewöhnlich ist, nicht aus.

Es ist daher begreiflich, dass das Geld in der Armee eine bedeutende Rolle spielt und eine gewisse Servilität gegen diese Macht nicht zu verkennen ist. Mit Geldleistung kann man sich aller Corvée-Arbeit und sogar des Wachtdienstes (natürlich nicht auf Vorposten im Feld) entschlagen, gegen Geld ist der Unteroffizier allezeit dienstfertig, wenn es gilt, eine Erlaubniss, eine Freiheit auszuwirken.

Als eines Abends mein Kamerad (ein Deutsch-Schweizer) und ich wie gewohnt in die Stadt gehen wollten, liess uns die Lagerwache nicht passiren. Der Sergent-Major, um seine schriftliche Erlaubniss zum Ausgehen angegangen, schlug dieselbe rund ab. Wir gingen langsam und betrübt unsern Zelten zu, als unser Sergent, ein gestrenger und gefürchteter Herr, uns begegnete und mich um ein Darlehen von 2 Fr. ersuchte, mit dem Versprechen, dasselbe am nächsten Soldtag zurückzuerstatten. Dieses jedem derartigen Anspruch stereotyp angehängte Versprechen ist niemals ernst gemeint; wenigstens von einem Unteroffizier nicht; der Soldat wird im eigenen Interesse gut thun, die Sache mit dem Mantel der Vergessenheit bedeckt bleiben zu lassen.

Bevor ich meinem Sergent willfahrte, trug ich ihm meine Angelegenheit vor, und kaum hatte er begriffen, um was es sich handle, als er sofort zum Major eilte und ebenso schnell mit der Erlaubniss zurückkam. Dass von den 2 Fr., die ich ihm darreichte, später nicht mehr die Rede war, versteht sich von selbst, abgesehen davon, dass die Schuld bald nachher durch den Tod gelöst wurde.

Eines Tages wurden die neuen, von der Regierung der National-Vertheidigung erlassenen Kriegesartikel bekannt gegeben. Der Hauptmann liess die Compagnie einen Kreis formiren und das neue Strafrecht durch den Major verlesen. Dasselbe enthielt nur eine einzige Strafe für das grösste, wie für das kleinste Vergehen oder Verbrechen: die des Todes. Fortan war unser Aller Leben vollständig in die Hand der Unteroffiziere gegeben: denn der Sergent-Major war es, welcher die Strafeinleitung an den „Conseil de guerre“, das Martialgericht, besorgte, das aus einem Stabsoffizier, Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen bestand, und ich habe niemals von einem freisprechenden Urtheil eines unserer „Conseils de guerre“ gehört. Sobald wir einmal wirklich in der Nähe des Feindes waren, machte man mit diesem barbarischen Kriegesgesetz buchstäblichen und blutigen Ernst: so wurde nach einigen Wochen ein Soldat verurtheilt und erschossen, weil er in gereiztem Zustande den Gewehrkolben drohend gegen seinen Sergent erhoben hatte, und noch später erlebten wir so häufige Executionen, dass man kaum noch davon Notiz nahm. Zur Execution wurde allemal ein „Peloton d'exécution“ aus allen Compagnien des betreffenden Bataillons ausgezogen und je eine Compagnie zum Zuschauen commandirt, „pour assister“, wie man das nannte.

Mein guter Freund, dem ich das neue Gesetz explicirte, wie das allen denen gegenüber geschehen musste, die nicht französisch verstanden, nahm seinen Kopf in beide Hände und meinte, so hänge derselbe also nur noch an einem dünnen Fädchen, das eine leichte Handbewegung zerreißen könne.

Als das Gesetz verlesen und verständlich gemacht worden war, hielt der Hauptmann folgende Ansprache an die Compagnie: „Ihr habt nun das neue Martialgesetz gehört. Es ist ausserordentlich streng, aber nothwendig. Die Mehrzahl von Euch sind Leute, die, arbeits- und nahrungslos, von Frankreich ausgerüstet sind und ernährt werden. Ihr gehöret uns und Ihr werdet gut thun, wacker vorwärts zu schiessen und nicht zurückzuschauen.“

Die Rede warf grossen Staub auf und machte viele Unzufriedene. Das war am 8. Oktober. Am 11. Oktober waren wir bei der ersten Einnahme von Orleans, und wenn man einer nach jenem Tag allgemein herumgebotenen Erzählung Glauben schenken darf, so hat jene Rede unserm Hauptmann das Leben gekostet.

Am 9. und 10. Oktober marschirten fortwährend Truppen in der Richtung nach Orleans ab; das ganze Lager war fortwährend consignirt und jede Abtheilung harrte des Marschbefehls. Am 10. Oktober wurde derselbe beim Hauptappell unseres Bataillons den Compagnien bekannt gemacht. Mit viel Lärm und Dieberei wurde sämtliches Lagergeräthe verpackt und jedem Einzelnen sein Theil aufgeladen. Das war und blieb regelmässig ein schweres Stück Arbeit. Sechs Mann mussten gewöhnlich ihre Lagereffekten

zusammenhaken, um ein ordentliches geschlossenes Zelt zu Stande zu bringen. Kam es dann zum Abbruch, so fehlte da ein Tuch, dort ein Zeltstecken, da eine Schnur, dort ein Pflock. Der nächste bei der Hand hatte sich zum Herrn davon gemacht und der Benachtheiligte konnte am nächsten Lagerort zusehen, wie er wieder in eine Zeltgenossenschaft aufgenommen wurde, wenn ihm etwas fehlte. Ebenso ging es mit den Kochgeräthschaften. Absichtlich und unabsichtlich gingen Kessel, Wassereimer etc. verloren, und wenn wieder gekocht werden sollte, fing das Stehlen und damit Streit und Handel an.

Als wir uns marschbereit gemacht, trug man alles, was in der Compagnie noch an Holz aufzutreiben war, an einen Haufen, machte ein gewaltiges Feuer, setzte sich im Kreise herum, rauchte sein Pfeifchen oder seine Cigarette und verplauderte den Abend. „A Berlin, à Berlin, à Berlin,“ war damals noch der Grundtext unserer Unterhaltung, der aber schnell aus der Mode kam, nämlich schon einen Tag nachher.

Abends zogen wir auf den Bahnhof, wurden in einen Extrazug verpackt und langten mit demselben Morgens früh am 11. Oktober vor Orleans an. Wir zogen in die Stadt, stellten uns auf einem der grössern Plätze auf, setzten die Gewehre in Pyramide, bereiteten den Kafe, und nachdem derselbe eingenommen, begannen sogleich die Vorarbeiten für das Mittagsmahl. Wer nicht zur Küche gehörte, konnte in die Stadt gehen, und wer noch Besitzer einiger Sous war, konnte sich noch in etwas gütlich thun. Neben uns lagerten Cuirassiere, welche von dem, am vorhergehenden Tage stattgehabten Gefecht bei Toury berichteten, natürlich siegreich gewesen waren, immerhin aber nicht erklären konnten, warum sie denn so weit rückwärts, statt vorwärts gekommen seien.

Es mochte halb 12 Uhr sein, als die Suppe zur Vertheilung kam. Aber kaum hatte ich dieselbe mit der dazu gehörigen Portion Fleisch in der Gamelle, als es zum Aufbruch blies. Wir waren allerdings darauf vorbereitet, bald an den Feind zu kommen; für heute aber erwarteten wir nichts mehr; jetzt aber schien, nach Allem zu schliessen, etwas Besonderes los zu sein. Mein Lieutenant, ein junger Pole, schwang ganz wüthend den Säbel um sein Haupt und rief: „Allons enfants! Vive la France!“ Die Suppe wurde ausgeschüttet, das Fleisch verpackt; dann zogen wir wohlgeordnet und wohlgemuth das Faubourg Bannier hinauf. Diess ist die mit ihrer Fortsetzung Cercottes wohl über eine Stunde lange Vorstadt von Orleans, welche die Strasse nach Paris einfasst. In der Stadt hatte sich die Bevölkerung uns gegenüber völlig theilnahmslos und kalt verhalten. Das Faubourg schien vollständig menschenleer zu sein.

So zogen wir stille und nichts ahnend, in Rottenkolonne die Vorstadt hinauf, als auf einmal befohlen wurde, die Colonne zu öffnen und je zu zweien auf den Trottoirs zu gehen. Zugleich kam die Bewegung in's Stocken und vor uns in einiger Entfernung hörte man Gewehrfeuer. Als ich auf die Strasse trat (ich war in der 6. Compagnie), sah ich, wie die Vordersten schossen und die Hintern, darob den Kopf verlierend, gegen uns zurückdrängten und ihr Pulver gen Himmel gehen liessen. Durch das Zurückdrängen der Vordern und den Widerstand der Hintern entstand sofort Unordnung und Wirrwar. Sogleich wollten Viele diese Verwirrung benutzen, um durch die Häuser und Stallungen hindurch in's Freie zu kommen. Aber Offiziere und einzelne Unteroffiziere waren energisch bei der Hand, ermahnten, fluchten, hieben drein und brachten allmählig wieder einige Ordnung zu Stande.

Das ganze Bataillon stand nun auf den Trottoirs vertheilt, das Faubourg hinauf, so weit man sehen konnte, in ziemlicher Ruhe; es fand weder Vor- noch Rückwärtsbewegung mehr statt. Feuer hörte man keines mehr. Der Bataillonsmajor kam das Faubourg herabgeritten, sprach freundliche Worte zu den Soldaten und ermunterte sie. Bei uns angekommen, hielt er still. In diesem Augenblick kam das erste grobe Geschoss mit dem erschreckenden Geheul, das den festesten Mann zum ersten Mal erzittern machen kann, das Faubourg herab direkt über unsere Köpfe hinweg geflogen und schlug mit grossem Gekrach, ohne Schaden zu thun, in ein Haus ein. Der Major neigte unwillkürlich ein wenig den Kopf und ahmte das Pfeifen der Granate nach, wie sie über ihn wegflog. Ein allgemeines Bravo bezeugte die Freude der Soldaten über den guten Humor des Majors. Jetzt fing das Kleingewehrfeuer an, bei uns einzuschlagen. Man begann Deckung zu suchen und zum Schiessen Stellung zu nehmen. Alles ohne Kommando. Hiedurch

dehnte man sich noch weiter aus, weil jeder eine gedeckte Stellung suchte. Die vordern Compagnien begannen ein Feuer, welches immer lebhafter wurde. Das Pfeifen und Aufschlagen der Kugeln auf der Strasse und an den Mauern wurde immer hörbarer. Es fielen Einzelne; das beängstigende Gefühl der Gefahr drückte auf das Herz. Niemand, der zum ersten Mal im Feuer steht, wird zu behaupten wagen, dass es ihn ganz kaltblütig gelassen. Aber eben so wahr ist es, dass es nur eines einzigen herzhaften Schrittes bedarf, um dieses Fiebers wenigstens für den einen Tag sofort los zu werden. Seine Deckung aufgeben, sich mitten auf die Strasse legen und darauf lospfeffern, dass einem Hören und Sehen vergeht, das ist das beste Mittel, um sich in kürzester Zeit ganz wohl zu befinden und alle Erdensorgen zu vergessen.

Schon in der ersten Stunde musste mein guter Lieutenant weggetragen werden. Der Hauptmann hielt sich in einer Scheuer auf; Befehle waren ja keine zu geben. Wir hatten offenbar keine andere Aufgabe als die, so lange hier zu bleiben, als wir es aushalten würden, um die Stadt nicht früher aufzugeben, als bis die am vorigen Tage geschlagene Armee die Loire passirt hätte. Den ganzen Nachmittag wurde niemals ein Kommando gegeben. Wir konnten thun, was wir nur wollten, wenn wir nur am Platze blieben.

Das Kleingewehrfeuer war bald sehr stark, bald wieder schwächer; auf beiden Seiten fand eine ungeheure Munitionsverschwendung statt, da beide Theile in der Vorstadt eingenistet waren und also zum grossen Theil auf Gerathewohl schiessen mussten. Die feindliche Artillerie (wir hatten gar keine) dagegen belästigte uns mit ununterbrochener Heftigkeit; sie schoss uns die Häuser in Trümmer und in Brand; ein herabstürzendes Kamin, von einer Granate getroffen, erschlug meinen armen Corporal, als er eben, um seinen Schuss abzugeben, zur Hausthüre heraustrat.

Unverhältnissmässig viel Sterbende und Verwundete lagen umher und wurden weggetragen; der grösste Theil derselben war jedenfalls nur von ricochetirenden Kugeln getroffen. Der Umstand, dass in einem Strassengefecht die Kugeln fast immer auf Stein aufschlagen, ist auch Mitschuld daran, dass derartige Gefechte gewöhnlich so mörderisch sind.

Wir von den hintern Compagnien waren in der peinlichen Lage, die ganze Zeit lang in dem Höllenspektakel ruhig dastehen zu müssen und nicht mitmachen zu können. Ausgesetzt waren wir ebenso sehr wie die Vordern und daher die Versuchung zu gross, auch ein wenig mitzuknallen. Man drängte sich darum vorwärts oder sprang von Deckung zu Deckung, von Thürposten zu Thürposten, von Hausecke zu Hausecke; man musste sich auch vor den Schüssen der eigenen Leute hüten, weil die Hintern hart an den Vordern vorbeischiessen mussten.

Auch ich wollte um jeden Preis ein wenig mich betheiligen, und erzwang es trotz der Einrede eines neben mir stehenden Corporals, eines Elsässers, der als kaltblütiger alter Soldat diese Munitionsverschwendung, wie er es nannte, nicht leiden mochte. Ich trat vor, kniete nieder, schlug an, — in dem Augenblick empfing ich einen Schlag, der mich zu Boden warf und in meinen Grundfesten erschütterte; ich sprang aber sofort wieder auf, nahm mein Gewehr und trat, Capriolen machend, zurück. „Do häsch es jetzt, du dummer Kaib,“ sagte der Corporal, und mein Freund, der unterdessen sein Mittagsfleisch verzehrte, machte sich um mich zu schaffen. Eine Kugel hatte mir am Oberarm Caput, Aermelweste und Hemd durchgeschlagen und war in der Haut stecken geblieben; Blut floss keines; es war nur eine starke und schmerzhaft Contusion.

Abends etwa $\frac{1}{2}$ 6 Uhr war unser Feuer ziemlich schwach geworden; wir waren, so zu sagen, nur noch wenige; ich sah keine Offiziere und keine Unteroffiziere mehr, ausgenommen meinen Hauptmann. Es begann zu dunkeln; ein Theil des Faubourg begann zu brennen. Plötzlich erhielten wir Feuer von hinten d. h. von der Stadt her, ohne dass man hätte sagen können, ob vom Feind oder von unsern eigenen Leuten; die Verwirrung war eine grosse. Nach und nach aber kamen Einzelne, welche berichteten, die Preussen seien in der Stadt; wir bekämen Feuer von dort und seien zudem von der Loire abgeschnitten. Der Hauptmann rief zusammen, was noch da war, sagte mit trauriger Miene: „C'est fini“ und führte uns zwischen zwei Häusern hindurch aus der Vorstadt in die Weinberge hinaus. Dort gingen und kamen

Kugeln in allen Richtungen, aus unserer Vorstadt, aus der Stadt, von den Höhen hinter den Weinbergen, vom Bahnhof; es war unmöglich, sich zu orientiren. Wir schlichen uns, etwa 13 Mann, mit unserm Hauptmann durch die Weinberge. Um 6 Uhr war es Nacht; aber der ganze Theil des Faubourg, wo wir gewesen waren, stand jetzt in vollen Flammen, — ein ungeheurer Brand. Hier, in den Weinbergen irrten wir herum, verloren uns, fanden uns wieder und kamen endlich nach langen Mühsalen wieder in die Stadt. Wir hatten keine andere Wahl, weil es ausserhalb von Orleans keinen Uebergang über die Loire gibt; obschon wir annehmen konnten, dass die Stadt vom Feinde vollständig besetzt sei, und befürchteten, dass er sich auch der Loirebrücken versichert habe, — es musste probirt werden; am Morgen war an kein Entkommen mehr zu denken. Schliesslich fand ich mich ganz allein und irrte bei tiefer Nacht, es mochte 9 Uhr sein, in der mir unekannten Stadt herum. Da hörte ich in der Nähe der Cathedrale laute Hurrah's; es war auf der Mairie. Ich kehrte um und sprach den ersten Bürger an, den ich fand. „O, mein armer Freund,“ sagte er, „Sie sind verloren. Die Preussen (es waren Bayern, aber die Franzosen kennen nur „Prussiens“) sind in der ganzen Stadt und patrouilliren alle Strassen ab. Sie sind verloren. Alles ist verloren.“ Auf mein Zureden aber führte er mich doch, allerdings mit grosser Geduld, da wir uns oft verstecken oder umkehren mussten, zur Eisenbahnbrücke, zeigte sie mir und verabschiedete sich dann. Jetzt war aber die Lage erst recht kritisch. Keine Seele war zu hören; Alles in tiefster Finsterniss; nur mitten auf der sehr langen Brücke brannte ein Feuer und blitzten Waffen. Es war unmöglich, zu unterscheiden, ob das ein französischer oder deutscher Posten sei; aber ebenso wenig konnte man mich sehen. Hierauf baute ich meine Kriegslist. So nachdrücklich als nur immer möglich, schlug ich auf den Sandsteinplatten der Brücke den Stampftritt links und rechts auf der Stelle an und siehe da: „Halte, qui vive!“ ertönte es sofort, und erleichterten Herzens rief ich laut zum Himmel: „Ami de France!“ — „Passez!“ tönte es wieder. Ich war nun entronnen; in der Freude meines Herzens hätte ich den Sergent, der den Posten hatte und mich empfing, umarmen mögen. Der aber sah mich forschend und misstrauisch an und that schliesslich den Ausspruch: „Er trägt eine Brille; das ist ein preussischer Spion.“ Hier zum ersten und letzten Mal riss der Faden meiner Geduld und meiner Disciplin ich zeigte mein „Livret“ (Dienstbüchlein) und meine frische Wunde und sagte dem Sergenten, er wäre ein Ignorant. Darauf liess er mich passiren; wo aber mein Regiment zu finden oder wo überhaupt unser Corps wäre, darüber konnte er mir nichts sagen. Todtmüde, wie ich war, irrte ich, nachdem ich in einem Wirthshause mehrere Kameraden und Erfrischung gefunden, bis Mitternacht herum, ohne die Unsrigen zu finden. Wir brachten die Nacht in einem Stalle zu und brachen am Morgen um 4 Uhr wieder auf. Endlich Morgens um 7 Uhr erreichten wir die erste Ortschaft, einige Kilometer gerade südlich von Orleans, das Dorf St. Cyr.

In diesem kleinen Dorfe war ein einziges Wirthshaus. In und vor demselben standen und sassen ein Häuflein zersprengter Soldaten, die sich hier wieder zusammengefunden. Jeder war damit beschäftigt, sich zu restauriren und die Abenteuer des letzten Tages zu erzählen. Bald kam ein in einen Ambulancewagen umgewandelter Bauernwagen voll Verwundete, von zwei Feldgendarmen geleitet. Diesem Wagen schlossen wir uns alle an und zogen auf der grossen Strasse südwärts. Auf dem Wagen befand sich ein gefangener Uhlane, der leicht an der Hand verwundet war. Zwei Elsässer unter uns gaben sich in ihrer fröhlichdreisten Art alle Mühe, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen und gaben ihm von ihren Biscuits. Der aber vertrieb sich die ganze Zeit mit dem Biscuit und schien von dem Elsässisch-Deutsch gar nicht angeheimelt; „Ja“ und „Nein“ war höchstens seine Antwort.

Unterwegs ersuchte mich einer der Gensdarmen, meine Felddecke für die Verwundeten herzugeben, versichernd, dass ich in La Ferté, wo unser Lager sei, Decken genug bekommen würde. In meiner Unerfahrenheit und Guthmüthigkeit gab ich sie her und habe es später bitter büssen müssen. „Un vieux troupier“ hätte das niemals gethan.

Mittags kamen wir in La Ferté an, wo das ganze Corps, das damals die Loire-Armee hiess, campirte. Mein Bataillon aber suchte ich lange vergebens. Endlich traf ich zufällig meinen Freund, der im Lager

herumschleuderte. „Wo ist unser Bataillon?“ „Im Himmel.“ „Wie so?“ „Durch Pulver und Blei.“ Er führte mich ausser das Lager hinaus, wo abseits ein Trüpplein von Soldaten in ziemlich traurigem Zustande und ohne jede Lagerordnung campirte. Es waren am 12. Oktober Abends von den 1300 Mann, die Mittags den 11. Oktober das Faubourg Bannier hinaufmarschirt waren, noch 80 Mann hier beisammen. Von unserer Compagnie fehlte der Hauptmann, beide Lieutenants, der Major (Feldweibel), 2 Sergenten und alle Corporale bis auf einen. Viele Offiziere und Soldaten fanden sich erst in den nächsten Tagen ein, manche erst in Wochen, viele ohne Gewehr, manche in lumpigem Civil, mit dem sie, bereits gefangen, wieder entwischt waren. Nach acht Tagen waren wir wieder etwa 400. Auf 500 aber brachten wir es nicht mehr.

Drei Tage lang gab es für uns hier keine Verpflegung, und wir mussten aus freibeuterischer Requisition leben. In dem Städtchen war auch für Geld nichts mehr zu bekommen, ausser Kafe und Cognac.

Die Leute, die keine Gewehre hatten, wurden nach Bourges geschickt. Wir andere standen fortwährend gewissermassen auf Piket und mussten jeden Augenblick marsch- und schiessbereit sein. Vier bis fünf Mal täglich wurden wir „Sack auf“ kommandirt, gingen in Tirailleurkette vor und legten uns in die Gräben und hinter andere Deckung, die „Preussen“ erwartend.

Endlich am Morgen des dritten Tages kam für uns wieder die erste Sendung Fleisch und Biscuit und zugleich der Befehl zum Abmarsch. Man kochte schnell ab und rangirte sich. Dann zog das ganze Corps ziemlich wohlgeordnet auf der grossen Strasse Orleans-Vierzon südwärts bis in die Nähe des Dorfes La Motte, wo wir im Walde Lager bezogen und während zwei Tagen und Nächten uns bei ordentlicher Verpflegung restauriren konnten. Von da zogen wir auf derselben Strasse wieder südwärts und schwenkten in der Nähe des Dorfes Pierrefitte links ab.

In der Nähe dieses Dorfes waren bereits zwei andere Bataillone der Fremdenlegion, von Afrika kommend, eingetroffen und hatten Lager bezogen. Einige Tage lang versahen wir, d. h. der Rest unseres Bataillons, hier den Vorpostendienst ohne Unterbruch, und dieser war um so anstrengender, als man sich in unmittelbarer Nähe des uns verfolgenden Feindes befand oder doch immer zu befinden glaubte. Ich war bei einem solchen Posten von zehn Mann mitten im Walde. Postenchef war ein neubrevetirter Sergent, ein Italiener, der als Hauptmann im 1859er Kriege gedient hatte und die Medaille dieses Feldzuges trug, ein sehr tüchtiger Militär. Bis zum 11. Oktober hatte er als Gemeiner gedient und war erst in diesen Tagen zum Sergenten avancirt. Als Auführ-Corporal fungirte ich, zwar noch Gemeiner, aber zum Corporal ausersehen. Daneben hatten wir einen Pariser, meinen Freund und als Rest lauter Belgier. Der Lieutenant hatte uns gesagt, wir sollten recht gut Wache halten, der Feind sei höchstens 3 Kilometer entfernt und wir sollten fleissig patrouilliren. Um Mitternacht gab es im Lager Allarm; Signale ertönten; Cavallerie und Artillerie liess sich auf den Strassen hören. Mein Sergent liess uns antreten, schickte zwei Mann zum nächsten Posten links, um von demselben vielleicht zu vernehmen, ob etwas und was los sei, und zwei Mann gerade vorwärts, mit der Aufgabe, wo möglich herauszubringen, ob jenseits der Lichtung, die vor uns lag, im Walde irgend etwas Verdächtiges wahrzunehmen sei. Es war eine halbhelle Mondnacht; jeder Schatten machte ganz unsichtbar; auf der freien Lichtung aber sah man so ziemlich Alles. Der Sergent und ich beobachteten unsere Patrouille und sahen, wie dieselbe, im Vertrauen auf die Dunkelheit, ganz gemüthlich über die Lichtung spazierte und auf der andern Seite umkehrend, wieder zurückkam, mit der Meldung, es sei nichts Verdächtiges vorhanden. Der Sergent aber fragte sie: „Warum seid Ihr nicht in den Wald gegangen, wie ich befohlen?“ Zuerst behaupteten sie, den Wald abgesucht zu haben, und als dieser Standpunkt nicht mehr haltbar war, sagten sie, sie hätten nicht gewollt. Da sprach mein Sergent: „Jetzt geht Ihr gleich in den Wald jenseits der Lichtung und wenn Ihr Euch vor einer Stunde wieder sehen lasst, so werde ich dafür sorgen, dass Euch morgen der Kopf abgesprochen wird.“ Sie gingen; was sie gethan, das weiss ich nicht. Um 2 Uhr löste ich die Schildwachen ab und fand meinen guten Freund am Boden liegend und gemüthlich schnarchend, so fest, wie nur der Gerechteste schlafen kann. Das war etwas

sehr Verzeihliches nach den überstandenen Strapazen; aber sein Kopf wäre doch ziemlich schief zu stehen gekommen, wenn der Vorfall zur Anzeige gekommen wäre.

Hier hörte auch unser Bataillon zu existiren auf, indem wir, der Rest desselben, in die zwei von Afrika eingetroffenen Bataillone vertheilt und eingereiht wurden. Das war ein grosses Unglück für uns. Wir waren nicht gerade eine sehr gute, am wenigsten eine sehr disciplinirte Truppe gewesen; aber es war sehr viel guter Wille vorhanden, und es herrschte ein Geist der Verträglichkeit und Gemüthlichkeit, der die grossen Leiden des Lagerlebens zu dieser Jahreszeit erträglicher machte. Die verwilderten, abgehärteten und rohen Afrikaner aber brachten ein Regiment der Chicane und der Schelmerei, welches dem beschwerlichen Soldatenleben den letzten Reiz nahm. Hier war es auch, wo meine leichte Wunde mir die Schnüre des „Premier soldat“ und damit die Erhöhung des Soldes auf 12 Cts. per Tag eintrug.

Nach einigen Tagen brachen wir auf und bezogen Lager in Salbris, einem kleinen Städtchen, wo sich unterdessen schon andere Truppen gesammelt hatten, so dass man hier schon mit mehr Recht von einer „Loire-Armee“ sprechen konnte.

Auf allen diesen Märschen hat unsere Marschsicherung, obschon man sich faktisch in Feindesnähe glaubte, niemals in etwas Anderm bestanden, als darin, dass man auf der bedrohten Seite, in einer Entfernung von 100—300 Schritt und parallel zur Colonne eine Tirailleurkette mitgehen liess. Es ist diess eine Art des Marschsicherungsdienstes, die vermöge ihrer Einfachheit sich sehr empfiehlt und dennoch in den gewöhnlichen Fällen vollkommen ausreicht, während das complicirte schweizerische System wohl nicht in allen Fällen anwendbar sein dürfte.

In Salbris wurde das erste standrechtliche Urtheil innerhalb unsers Regiments vollstreckt. Der Verurtheilte hatte in der Nacht seinem Corporal-Postenchef gegenüber sich geweigert, Posten zu beziehen. Am Abend vorher waren Bauern mit Vieh und Habwaare an uns vorbeigezogen, und man erwartete für den Morgen einen Angriff. Mochte es nun Furcht oder Eigensinn oder endlich Empörung gegen Parteilichkeit des Postenchefs gewesen sein, — der Ungehorsam war konstatirt; am Morgen trat das Martialgericht unter Vorsitz des Regimentsobersten zusammen und verurtheilte den Mann zum Tode. Andern Tags wurde das Urtheil beim Frühappel allen Compagnien des Regiments vorgelesen und der Delinquent um 7 Uhr von dem dazu kommandirten „Peloton d'exécution“ erschossen.

Eines Tages hiess es: „Sich marschbereit halten!“ Zug um Zug, mit Truppen vollgepfropft, gingen ab, und am Abend kam die Reihe an uns. Eingepfercht in engem Raume fuhren wir die ganze Nacht hindurch ohne nennenswerthen Aufenthalt. Ueber Vierzon und Tours kamen wir früh Morgens, da es noch Nacht war, in dem Städtchen Mer sur Loire, etwa 15 Meilen westlich von Orleans, an. Bei strömendem Regen versuchten wir, auf dem uns angewiesenen Platze im Ackerfeld Feuer zu machen. Mein Freund und ich irrten in dem Städtchen herum, hungrig und erfroren von der langen Fahrt, um Holz zu suchen. Endlich fanden wir, nicht Holz, aber ein Café, das seine Räume schon geöffnet hatte, und hier gaben wir für einen Liter herzkärkenden Weines unsere letzten Sous aus. Wir fingen an, bange in die Zukunft zu schauen. Das niemals unterbrochene Leben im Freien wurde schrecklich bei der seit einigen Tagen (gegen Ende Oktober) eingetretenen, anhaltend regnerisch-kalten Witterung und bei dem unergründlichen Schmutz, der sich überall einstellte, sobald man Lager bezog. Die Verpflegung war qualitativ und quantitativ recht; aber das Elend nahm seinen Anfang damit, dass die Füße in der fortwährenden kalten Nässe zu leiden begannen, und dass man viele Tage lang keine trockenen Kleider mehr auf den Leib bekam. Von Waschen und Trocknen konnte ja nicht die Rede sein. Den Bürger und sein Eigenthum durfte man so ganz und gar nicht in Anspruch nehmen, dass es nicht erlaubt war, mit dem blanken Gelde auf der Hand auch nur einen Strohhalm zu „fordern“. Schon jetzt brachten es nicht mehr Alle zu einem, wenn auch dünnen Strohlager im Zelte. Man schlief im Kothe. Von einem Uebernachten unter einem Dache war überhaupt während des ganzen Feldzuges niemals die Rede; im Gegentheil war das Ausgehen aus dem Lager gänzlich verboten.

In der ersten Woche Novembers verbreitete sich das Gerücht von Verhandlungen über einen Waffenstillstand. Allmählig wurde dieses Gerücht immer bestimmter, und weil der Mensch so gerne glaubt, was er wünscht, und wir so gerne ein Ende gesehen hätten, so galt am 6. und 7. November der Waffenstillstand schon als vollendete Thatsache.

Am 6. November beim Abendverlesen wurde die 6. Compagnie, die unsrige, auf Vorposten kommandirt. Morgens 6 Uhr des 7. brachen wir, wie immer, wenn es auf Vorposten ging, unsere Zelte ab und bezogen unsern Posten, eine kleine Anhöhe vor dem Lager. Wir hatten uns ein wenig eingerichtet, die Feldküche bestellt und das liebliche Geschäft des Kochens begonnen; mein Schweizer Freund und ich waren auf Wasser ausgegangen. Wir hatten mit unsern vollen Wasserkesseln den halben Weg zurückgelegt, da ertönte es von ferne dumpf und majestätisch: Bum — bum — bum. Mein Kamerad warf im Zorn seinen Kessel zur Erde und schimpfte: „Da hast du deinen Waffenstillstand!“ Ich leerte auch aus, und als wir auf den Posten kamen, war schon Alles mit Aufpacken beschäftigt. Wir zogen ins Lager, da war schon Alles aufgebrochen; wir zogen nach und erreichten das Bataillon, unter andern am Boden hinter einem Gehölze gelagert, während von jenseits des Waldes ohne Unterlass das Gebrumm der Artillerie herüberlachte. So lagen wir plaudernd, rauchend und Biscuits kauend den ganzen Nachmittag da, bis die Nacht hereinbrach und wir in's verlassene Lager zurückkehrten, um unsere Zelte wieder aufzuschlagen und noch einmal hier zu schlafen oder wenigstens zu liegen und etwas zu ruhen. Auf den Morgen war Abmarsch angesagt.

Die ganze Nacht zogen die rings um das Städtchen gelagerten Truppen ab an uns vorbei. Die Leute waren guter Dinge, im Glauben an die ungeheuerlichsten Siegesberichte. Während einige Tage vorher die Nachricht von der Capitulation von Metz und damit des Restes der regulären Armee eine unendliche Muthlosigkeit verbreitet hatte, war jetzt beinahe Alles in Jubel. Alles Holz, das in unserm Bataillon vorhanden war, wurde an einen grossen Haufen zusammengetragen, und ein ungeheures Feuer loderte in der Mitte; ringsherum lagerte, wer noch wachen konnte. Jetzt galt die Capitulation von Metz wieder als erlogen und nur von den „Prussiens“ ausgestreut; im Gegentheil wusste ein alter Soldat aus dem Ardèche zu berichten: Bazaine sei ausgebrochen und jage die „Prussiens“ vor sich her Paris zu; er gebe keinen Pardon mehr und kein „Prussien“ werde aus Frankreich entkommen. Man sang:

«Bismarck, Bismarck, si tu continues
De tous tes Prussiens il n'en restera plus.»

Und dann eine neue Strophe zur Marseillaise:

«Et nous irons en Prusse,
Pour venger le Danemarck;
Nous n'avons pas craint le Russe,
Nous n'aurons pas peur de Bismarck;
Nous allons conquérir Mayence
Et nous traverserons le Rhin,
Et nous irons jusqu' à Berlin,
De Guillaume punir l'insolence.»

Endlich aber kam ein Offizier und brachte den Befehl vom Regimentsobersten: Es sei nicht in der Ordnung *vor* dem Siege zu singen; wir würden *nach* dem Siege besser singen; wir sollten jetzt die Feuer löschen und Ruhe machen. Und so geschah's.

Am Morgen brachen wir auf und marschirten den ganzen Tag in freier Colonnenordnung auf Feldwegen. Den ganzen Tag hörte man keine weitem Berichte; doch sagten die Landleute immer, die Preussen wären etwa drei Stunden vor uns hier durchgekommen und hätten sehr eilig geschienen. Die Nacht verbrachten wir bei einem kleinen Dorfe. Die kalte Nacht vertrieben wir (ich war bei der Lagerwache) am Feuer mit Geplauder über die Dinge, die morgen kommen sollten, und über unser Elend. Nicht eine

der geringsten unserer Plagen war die allgemeine und sehr starke Verbreitung von Ungeziefer der schlimmsten Sorte. Eine Erneuerung der Wäsche kam so zu sagen nicht vor; der Wechsel derselben war bei dem wochenlangen Regen ebenso unmöglich, da man niemals unter ein Dach kam.

Morgen früh Aufbruch. Es war der 9. November. Bald hörte man in der Ferne vor uns wieder das bekannte Gebrumme. Aus der Colonne marschirte man in Linie auf, und bald entwickelte sich auf den ausgedehnten, nur schwach welligen Ackerfeldern die ganze Armee. Weit vor uns das erste Treffen, links und rechts hinter uns unabsehbare Linien. Das Marschiren in den gepflügten und nassen Feldern war furchtbar beschwerlich. Der Frontmarsch ging nur mit Stöhnen, Aechzen, Fluchen und Stossen vor sich. Jeder Einzelne hatte sein spezielles Leiden; das Ganze aber war prachtvoll anzusehen. Es ist mir hier erklärlich geworden, dass es Leute geben kann, welche den Krieg wirklich lieben; bei dem armen Gemeinen wird das indess niemals der Fall sein. Denn die übergrossen Strapazen absorbiren die Begeisterung, auch in dem seltenen Fall, wo solche vorhanden sein könnte.

Vor uns wurde das Feuer immer stärker, um Mittag ganz gewaltig; aber es erreichte uns nie. Unter öfterm Anhalten und Ausruhen rückten wir immer vor. Bei jedem Halt musste im Laufschrift noch schnell eine untadelhafte Richtung erstellt werden; dann konnte man sich wieder niederlegen, verschlafen, eine Cigarette oder ein Pfeifchen rauchen, einen „Chic“ nehmen oder ein Biscuit kauen, um sich für die nächste Anstrengung zu stärken und für die vergangene zu trösten. Gegen Abend kamen wir auf das Schlachtfeld; alle Augenblick purzelte Einer in eines der massenhaften Löcher, welche die Granaten in den weichen Boden gehöhlt; Verwundete sahen wir keine mehr, Todte nur wenige. Gegen 6 Uhr verstummte das Feuer allmählig und hörte bald ganz auf; wir machten Halt und schickten uns an, Bivouak zu machen. Der Tag war gewonnen; das war die Schlacht bei Coulmiers.

Man kündigte uns an, dass weder Zelte aufgeschlagen, noch Feuer gemacht werden dürfen; dabei war es kalt und fing heftig zu regnen an. Wir standen immer noch da, nicht wissend, wo wir ein trockenes Plätzchen suchen sollten. Unmittelbar hinter uns hatten wir ein Wäldchen, vor uns sahen wir in eine mächtige Feuersbrunst hinein. „Die Preussen machen sich Feuer, die frieren nicht wie wir,“ meinte mein Kamerad und erging sich in bitteren Reden über die Franzosen, die so schlecht für ihre eigenen Soldaten sorgen. Diese Reflexionen wurden plötzlich von einem vom 11. Oktober her wohl bekannten Blitz, Knall und Getöse in der Luft unterbrochen; von jenem grossen Feuer her kam eine Granate, gerade, aber hoch über unsere Köpfe her und schlug in das Wäldchen. Alles duckte sich unwillkürlich; und kaum hatte man sich vom Erstaunen ein wenig erholt, kam eine zweite, viel näher, und sofort eine dritte; die halbe „Escouade“ lag wie hingemäht am Boden, aber nicht todt — behüte! Alle waren gesund und wohl, weil sie sich geduckt hatten; das Geschoss schlug unmittelbar hinter uns in den Boden ein. „Das sind die Helden von Orleans,“ meinte unser neuer, aus Afrika gekommener Fourier. „Wenn der Meister wäre,“ sagte mein Freund, „so müsste man den preussischen Granaten noch extra in den Weg laufen.“

Wir zwei Schweizer trieben uns die halbe Nacht herum, um vielleicht etwas Stroh aufzufinden, doch umsonst. Es regnete die ganze Nacht in Strömen. Unsere Leute hatten trotz des Verbots ein Feuer angezündet. Wir setzten uns also daneben und schliefen, trotz Regen und Kälte, endlich ein. Ich schlief so gut, dass am Morgen mein Käppi halb verbrannt am Feuer lag und mein Haarwuchs grosse Lücken zeigte.

Den ganzen folgenden Tag wurde wieder marschirt, ohne irgend welche Störung. Wir kamen an vielen zerschossenen und verbrannten Häusern vorbei; im Uebrigen ging Alles seinen Gang. Um Mittag begegnete uns jene deutsche Artillerie-Abtheilung, welche am 9. November gefangen genommen worden war. Sie wurde auf ihrer Reise landeinwärts sehr freundlich und mit wohlwollenden schlechten Witzen begrüsst.

Als wir am Abend unsern Rastplatz erreichten, war ich sehr krank und elend. Die überall wund geschundenen Füße, seit Tagen nie mehr trocken oder warm, versagten ihren Dienst; Rheumatismen plagten den Leib so, dass ich am Morgen mich kaum auf die Füße erheben konnte; der Magen verrichtete seine Arbeit nicht mehr.

Am andern Morgen wurde kein Tagesbefehl verlesen, das Lager nicht consignirt, aber auch keine Anstalten zum Abmarsch getroffen. Um 10 Uhr gingen mein Freund und ich in's Dorf; Baarschaft hatten wir keine mehr. Ich gab mein letztes Kleinod, meine Uhr, hin, die ich für den äussersten Nothfall aufbewahrt hatte. Ein Mobiler schacherte sie mir um 10 Fr. ab. Aber nichts, auch rein gar nichts zu essen war in dem grossen Dorfe zu bekommen. Wir gingen aus dem Dorfe und auf einen Bauernhof. Hier konnten wir mit vieler Mühe ein Huhn erfeilschen und bereiteten es „mit wenig Kunst und viel Behagen“ zu.

Als wir zurückkamen, war das ganze Bataillon verschwunden, mit ihm unsere Gewehre und Patronentaschen. Wir machten uns schnellstens auf die Beine und marschirten den ganzen Tag, an der ganzen Armee vorbei, die einige Meilen westlich von Orleans lagerte, und bekamen überall den Bericht, unser Bataillon sei vorbei. Wir übernachteten in einem Stalle und erreichten mit Kummer und Sorgen um unsere Waffen Orleans am andern Morgen früh. Gleich suchten wir jenen Platz auf, wo wir am Morgen des 11. Oktobers gelagert hatten, und fanden glücklich an den Pyramiden unserer Compagnie unsere Waffen und alles Andere wieder, zu unserer grossen Freude. Die Mannschaft aber hatte sich in die Stadt zerstreut und fand heute einen guten Tag. Sie erschienen als Sieger und Befreier der Stadt; sie brauchten sich nicht zu geniren, in ihrer schmutzigen Tenue im feinsten Café zu erscheinen; die Bürger hielten sie frei; die Marktweiber drückten den Soldaten Geld in die Hände und gaben ihnen das Beste, was sie zu Markte gebracht. Am Abend sammelte man sich in der Caserne St. Charles. Hier richtete man sich ein, restaurirte und flickte sich einige Tage, um dann neuerdings in's Feld zu ziehen.

Zwischen den Reihen der am 11. Oktober verbrannten Häuser des Faubourg Bannier zogen wir wieder hinaus, in das nordwestlich von Orleans gelegene kleine Dörfchen Huêtres. Hier blieben wir circa 14 Tage. Das Wetter war fast ohne Unterbruch abscheulich; desshalb fingen unsere Leiden an, fast unerträglich zu werden; fortwährender Regen, ein schneidend kalter Wind, ein bodenloser Lagerplatz, zerrissene Zelte, defecte Uniformen, Mangel an aller Fussbekleidung, Hunger und alle andern denkbaren Plagen, — es war zum Verzweifeln.

In diesem Zustande musste die anstrengende Arbeit, mit der man die ganze Gegend (wir speziell unser Dörfchen) befestigte, eine harte Aufgabe, aber wohlthuend sein; man konnte im Schweisse des Angesichts sich selber und sein Elend ein wenig vergessen. — Als ich eines Tages im Auftrage meines Sergenten den Sergent-Major, der sich in einem Hause einlogirt hatte, etwas hinterbringen musste, sah dieser mein in der Nacht vom 9. auf den 10. November bei Coulmiers in's Feuer gefallenes Käppi und sagte mir, ich sollte darauf bedacht sein, mir ein Anderes zu verschaffen. Ich antwortete: „Oui, mon Major!“ obschon ich nicht recht wusste, wie es anzustellen sei, um zu einer andern Kopfbedeckung zu kommen, da bisher niemals so etwas zur Vertheilung gelangt war. Ich reklamirte beim Sergenten und erhielt eben zur Antwort, dass so etwas nicht zu bekommen sei. Andern Tags begegnete ich wieder dem Major, der mich fragte, ob ich noch kein Käppi hätte. „Nein, wie Sie sehen,“ antwortete ich und neigte das Haupt, um den unbedeckten Scheitel zu zeigen. „Machen Sie, dass Sie zu einem solchen kommen; ich will kein solches Käppi mehr in meiner Compagnie sehen,“ sagte der Pascha. Ich aber machte, wie es scheint, ein sehr dummes Gesicht, als ich fragte: „Aber wie denn?“ Wenigstens fing er an zu lachen und sagte: „Vous êtes un sacré bougre de coujon“ (zu deutsch ungefähr: Du bist ein sakrischer Lümmel); dabei machte er eine sehr deutliche und elegante Bewegung mit der Hand, die durchaus nicht misszuverstehen war. „Aber,“ fügte er hinzu, „geben Sie Acht, dass Sie's nicht aus unserer Compagnie nehmen!“ Das war mir neu. Dass Mannschaft und Unteroffizier bis und mit dem Sergenten stahlen, was möglich war,

wusste ich wohl. Hatte doch mein guter Freund mir einmal eine Felddecke verschafft (die meinige hatte ich, wie erzählt, am 11. Oktober an Verwundete abgegeben und trotz aller Reklamationen keine andere mehr erhalten), die er einem Soldaten einer andern Compagnie gestohlen, welcher deren zwei hatte (was er allerdings nicht durfte). Diese Decke musste ich einmal auf „Corvée“ bringen, um Lebensmittel zu fassen. Als die Vertheilung vorüber war, sprach der Fourier einfach meine Decke an, und als ich reklamierte, schickte er mich auf Arbeit. Aber dass der Major, der Feldweibel, der die Compagnie wie ein Halbgott beherrschte und diejenige Amtsperson war, welche seine Untergebenen dem Martialgericht einzuleiten hatte, das nach damaligem Gesetze *jeden*, auch den allergeringsten Diebstahl mit dem Tode bestrafen *musste*, dass auch er mitmachte, überraschte mich doch ein wenig.

Mitte November brachen wir von unserm Dörflein auf, ostwärts querfeldein, nach Chevilly, einem grossen Dorf auf der Strasse Paris-Orleans, einige Meilen vom letztern entfernt. Unsere Lage verschlimmerte sich von Tag zu Tag, wenn das noch möglich war. Statt der Befestigungsarbeiten machten wir hier Exercitium, Soldaten-, Compagnie-, Bataillons- und Brigadeschule. Die Verpflegung wurde geringer, Brod sehr rar, Biscuit sehr hart, Kälte grimmig. Der Wachtdienst wurde sehr beschwerlich und nahm viele Leute in Anspruch durch Vorposten-, Lagerwacht-, Polizeiwacht- und Pyramidenwachtdienst. Jede Compagnie hatte ihren eigenen Pyramidenwachtdienst, wohl die peinlichste Art von Wachtdienst, weil Offiziere und Unteroffiziere denselben um die Wette für nichts zur Strafe diktirten, und weil, wenn man einmal in der grimmigen Nacht draussen stand, es grosse Mühe kostete, den unglücklichen Nachfolger aus dem Zelte herauszubringen und je in dem eigenen überfüllten Zelt wieder ein Plätzchen zu finden unter den fluchenden Kameraden, die in ihrem durch die Noth über alle Massen geschärften Egoismus einen Andern lieber hätten erfrieren lassen, statt sich ein bisschen zu bequemen. Man musste sich Tag und Nacht seiner Haut wehren; die Noth liess die Bestialität gar zu sehr aus dem Menschen hervortreten.

Mit trauriger Miene kam eines Morgens mein Freund zu mir und klagte, dass ihm diese Nacht sein letztes Stück Brod gestohlen worden sei. Ich konnte ihn nicht trösten; mir war mein letztes Restchen Tabak gestohlen worden. In diesem Augenblick rief man zur Soldaustheilung. Mit unsern paar Sous gingen wir an die Strasse, wo immer Lebensmittelhändler zu finden waren, und kauften uns Brod. „Geschicht uns recht,“ sagte er, als er sein Theil Brod, aber nicht seinen Hunger vertilgt hatte, „geschieht uns recht, warum sind wir unter die Räuber gegangen.“

Der Nothstand des Lagers und der Mangel an Zufuhr des Erforderlichen war bereits so hoch gestiegen, dass der Reinlichkeitsfanatismus und die Kamaschenfuchserie, die sonst in der französischen Armee so sehr blühen, so weit nachliess, dass an die Reinlichkeit der Uniform gar keine Anforderungen mehr gestellt wurden. Nachts lag man im Koth. Wenn man sich im Zelt aufrichtete, beschmutzte man sich von allen Seiten an der mit Koth getränkten Leinwand, und wenn man den ersten Schritt vor's Zelt that, so füllten sich die Schuhe mit Koth, glücklich, wenn sie nicht ganz zurückblieben. Dazu hatte das Ungeziefer so überhand genommen, dass es im Stande war, den Schlaf Nächte lang fern zu halten. Eine solche Nacht, unterbrochen durch einige Stunden Wache bei den Pyramiden, Ende November, bei strömendem Regen und schneidend kaltem Winde, mit leerem Magen, oft ohne ein bisschen Tabak, ohne Alles, was hätte erleichtern können, mit nackten Füßen im gefrierenden Wasser, — die Phantasie ist kaum im Stande, eine elendere Lage auszudenken. Am Abend, so bald die Nacht hereinbrach und die Feuer gelöscht werden mussten, legte man sich in's Zelt, suchte sich gegenseitig zu erwärmen und versuchte das in dieser Situation Unmögliche: im Plaudern sich ein wenig zu vergessen. Einst stimmte Einer im Zelte das „Mourir pour la patrie“ an. „Sing doch nicht so dummes Zeug!“ fuhr der Corporal im höchsten Zorne auf, „*dieses* Vaterland sorgt schon von selbst für das Sterben; es lässt uns d'rauf gehen! Und die Bauern, die uns nicht einen Halm Stroh geben für das blanke Geld, die es für die Preussen behalten, um ihre Freundlichkeit zn erkaufen, denen soll meinewegen der ganze Plunder verbrennen! Und das Volk von

Orleans, das d'rauf los lebt, als ob nichts los wäre, während dem die Armee hier einige Meilen davon, das halbe Frankreich hinter sich, zu Grunde geht, das soll die Preussen wieder haben!“

Das war die Sprache der Verzweiflung. Wenn man die damalige Lage von Frankreich in's Auge fasste und nur oberflächlich überdenkt, welche enorme Leistungen dem Lande zugemuthet wurden, so durfte man sich wundern, dass die Verpflegung noch qualitativ und quantitativ so war, dass man wenigstens sein Leben fristen konnte. Der Hunger wurde freilich in dieser Zeit nie mehr gestillt; aber doch hatte man, so lange man nicht am Feinde war, täglich sein bestimmtes Quantum, das zwar nicht vor dem Hunger, aber doch vor dem Verhungern schützte. Und für eine improvisirte Armee von über 100,000 Mann will das gewiss eine Leistung heissen.

In Ermangelung jeder Zufuhr von Utensilien zur Reinigung der Gewehre, gab man den Befehl, dieselben mit Koth zu reinigen. Wenn man also nach einer Nacht, in der man um irgend einer Bagatelle willen oder aus reiner Malice eines Unteroffiziers oder Lieutenants zwei oder vier Stunden im Regen bei den Pyramiden Wache gestanden, und nach einem Vormittag, den man auf Corvée-Arbeit zugebracht, mit einem Rostfleck am Gewehr beim Appell erschien, so gab es wieder zwei oder vier Stunden „garde des faisceaux“, bei der man das biblische Zähneklappern schon im Diesseits lernen konnte. „Hat man denn nicht Befehl gegeben, das Gewehr mit Koth zu reinigen? Das geht ganz gut!“ „Ja wohl mein Lieutenant, aber in fünf Minuten ist es immer wieder rostig.“ „Dann muss man es eben alle fünf Minuten putzen.“ „Ja, wenn man aber auf „Corvée“ ist?“ „Das geht mich nichts an. Vier Stunden zu den Pyramiden!“ Mit der Corvée-Arbeit aber hatte es folgende Bewandniß. Das Wasser musste aus dem Dorfe geholt werden. In diesem Theil von Frankreich gibt es nirgends laufende Brunnen, sondern nur sogenannte „puits“, Schöpfbrunnen. Bei der Langsamkeit, mit der man sich aus diesen Wasser verschaffen kann, waren den Tag über die meisten Cisternen des Dorfes besetzt, und man musste daher mit seinem Geschirr von „puit“ zu „puit“ wallfahrten, bis man seinem Koch Wasser bringen konnte. Das Holz musste bald auf eigene Faust „gesucht“ werden, bald wurde es geliefert. Während der Zeit, da wir vor Chevilly lagen, wurde es geliefert und lag in einer halben Stunde Entfernung im Walde, zu grossen Reiswellen zusammengebunden. Hier musste es täglich abgeholt werden. Das allein erforderte vom Bataillon täglich circa 150 Mann.

Das Aussehen der Truppe war kein schönes mehr. Schon gab es Viele, die keine Schuhe, sondern nur noch Trümmer von solchen hatten, deren Löcher mit Lumpen verstopft und die mit Lumpen zusammengebunden waren; zerrissene Uniformen, bunte Kopfbedeckungen, krankes Aussehen und hinkender Gang.

Am Morgen des 1. Dezember, — es war bis jetzt noch kein Schnee gefallen, dagegen lag heute ein dichter Nebel —, ertönte statt der gewohnten Trompete des Clairons die leise Holzpfeife. Wir wussten schon von Coulmiers her, was das zu bedeuten hatte. Aber diessmal beschlich uns beim Ton dieser Pfeife nicht, wie damals, das Bangen der nahenden, aber noch nicht gegenwärtigen Gefahr; es mochte kommen, was da wollte, man betrachtete Alles als Erlösung.

Die Ersetzung der Trompete durch das Pfeifensignal kündigte uns an, dass der Tanz wieder losgehe, dass man am Feinde sei. Bald liess sich denn auch wie fernes Donnern Kanonenfeuer hören. Indessen blieben wir den ganzen Tag ruhig; Niemand gab Befehl, auch nur die Zelte abzubrechen; auch die Nacht ging ruhig vorüber. Aber am andern Morgen um 7 Uhr (2. Dezember) kam der Befehl, aufzupacken und sich marschbereit zu halten. Man nahm noch seinen schwarzen Kafe, richtete sich ein so gut als möglich und zündete sich noch sein Pfeifchen an, des Befehls zum Antreten gewärtig. Morgens 8 Uhr standen wir in Linie auf der Strasse nach Paris. Hier versammelte auf Befehl des Hauptmanns der Fourier seine Compagnie im Kreise um sich und verlas eine „Offizielle Depesche“ des Inhalts: „Die Armee von Paris habe in ihrer patriotischen Begeisterung die preussischen Linien durchbrochen und marschire gegen uns,

um den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen u. s. w.“ „Vive Paris!“ riefen Einige; die Meisten aber schienen an so etwas nicht zu glauben, oder waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um noch für etwas Anderes Interesse zu empfinden.

Auf der grossen Landstrasse marschirten wir nun in Rottenkolonne vorwärts, für den Augenblick allerdings in der Richtung nach Paris. Es mochte Mittag sein, als wir rechts in Linie aufmarschirten und den Weg querfeldein in dieser Formation fortsetzten. Nach einer Weile machten wir Halt und es gab eine längere Rast; man legte den Sack ab, das Gewehr neben sich und ruhte aus. Jeder, der noch etwas zu kauen hatte, liess sich etwas zukommen. Eigentlich hätte Jeder noch sechs Stück Biscuits haben sollen; denn für die Zeit, der bevorstehenden Schlacht hatte man Reserve-Lebensmittel ausgetheilt: Sechs Stück Biscuits, Reis und Zucker per Mann. Bei dem allgemeinen Hunger aber, der schon lange vor Beginn der Feindseligkeiten geherrscht, war Alles schon längst aufgezehrt. Was an Reis, Zucker und Fleisch in der „Escouade“ noch vorhanden war, trugen abwechselnd Einzelne; auf diese Lebensmittel aber konnte man sich nicht im Geringsten verlassen, da regelmässig die Träger dieser Kostbarkeiten im Gefechte abhanden kamen und nichts mehr hatten, wenn sie sich wieder vorfanden.

Die Gegend, die wir durchmassen und vor uns hatten, war eine sanft wellenförmige, — theils Acker-, theils Wies-, theils Waldboden; die Aussicht war sehr beschränkt, weil sie immer von der nächsten Terrainwelle abgeschlossen und das Land im Grossen völlig eben ist.

Vernehmen konnte man bis jetzt noch gar nichts. Bis Mittag blieb Alles still. Es mochte 1 Uhr sein, als das leise Signal „Sack auf“ sich hören liess; wie vorher ging es in Colonnenlinie vorwärts. Nach kurzer Zeit wieder Halt. Nun wurden aus jedem Bataillon kleinere Truppentheile, eine halbe bis ein ganze Compagnie herausgezogen, daraus eine Tirailleurkette formirt und dieselbe vorwärts geschickt.

Eigentliche Tirailleurs als Spezialtruppe hatten wir nicht; solche sind die Chasseurs à pied, welche eine selbstständige Truppengattung bilden und nicht in Regimenter, sondern nur in Bataillone formirt sind. Daher musste bei uns, wie bei den Mobilien, Alles als Tirailleurs Verwendung finden, und dieser Dienst traf die einzelnen Compagnien des Bataillons der Reihe nach. Diessmal traf es von dem unsrigen die sechste Compagnie, und da war ich dabei.

In sehr rascher Gangart, wie sie in der französischen Armee überhaupt Sitte ist, ging nun die Kette vor und legte ohne Unterbruch etwa eine halbe Stunde zurück. Schon der Marsch des Bataillons und nun noch mehr derjenige dieser Kette bot einen komischen oder vielmehr mitleiderweckenden Anblick; Alles schien auf beiden Beinen zu hinken, und man meinte von Ferne jedem Mann den Schmerz anzusehen, den die kranken Füsse bei jedem Schritt oder Sprung empfanden: eine hungernde, durstende, hinkende Armee.

Auf dem Kamme einer bedeutenderen Terrainwelle liess man uns stehen. Vor uns hatten wir eine langgestreckte und breite Einsenkung, darin ein bedeutendes Dorf und freien Ueberblick bis zur nächsten Höhe, die den Horizont begrenzte. Die Landschaft bot ein Bild vollkommenster Ruhe; nichts Ausserordentliches war zu bemerken. Die Unteroffiziere aber wollten wissen, dass der Feind in unmittelbarer Nähe sei. Rechts neben uns bildete eine Compagnie Mobiler die Fortsetzung unserer Kette. Die guten Knaben waren voll Kampflust und schwuren darauf, dass die Preussen in dem Dorfe da drunten seien. Uns war strenger Befehl gegeben, keinen Schuss zu thun, bevor Befehl gegeben. Die Mobilien begannen gleichwohl, ohne von ihren Offizieren daran gehindert zu werden, lebhaft auf das Dorf zu feuern; sie schienen eine ungemeine Freude an dem Knallen zu haben. Von drunten liess sich nur der Widerhall hören; kein Bein regte sich.

Als das eine Weile fortgegangen war, regte es sich dagegen auf dem Kamme der jenseitigen Anhöhe, der etwa eine halbe Stunde von uns entfernt sein mochte: was es sei, konnte man mit blossen Auge nicht erkennen. Wir blieben jedoch darüber nicht lange im Zweifel. Bald blitzte es dort drüben auf und die erste Granate des Tages kam dahergesaut; die Häupter neigten sich ehrfurchtsvoll und das lustige

Feuer der Mobilen verstummte einen Augenblick. Nun folgte rasch Schlag auf Schlag, bis die Geschosse unmittelbar vor und hinter uns einschlugen. Da der Boden weich und tief war, so kamen dieselben nicht zum Platzen und thaten keinen Schaden; getroffen wurde Niemand. Wir konnten natürlich nichts thun, da ein mit Handfeuerwaffen erreichbarer Feind nicht zu sehen war; die „Moblots“ verspürten keine Lust mehr, zu knallen, und so standen wir ruhig da, Gewehr bei Fuss. So oft eine Granate von Weitem gehört wurde, verneigte sich die ganze Linie oder duckte sich nieder. Als das eine Weile so fortgegangen und immer ärger wurde, befahl oder erlaubte man uns vielmehr, Deckung zu suchen und etwelche Ortsveränderung vorzunehmen. Wir zogen uns etwa ein Dutzend in ein grosses, hinter uns befindliches Loch zurück, das uns gute Deckung bot; es war ein mit Kalk verschüttetes Massengrab, wahrscheinlich vom 10. Oktober her. Hier brachten wir etwa eine Viertelstunde zu und liessen die Geschosse getrost über uns weggehen. Dabei hörte ich einen Mobilen in den denkbar stärksten Ausdrücken den Krieg und seine Urheber verfluchen und dem Gedanken Ausdruck geben, der bei den Mobilen und dem französischen Volke der allgemeinste war und sogar Verewigung in Bild und Wort gefunden hatte: Fluch den drei grossen Unglücksmenschen!

Unterdessen kam das Feuer merklich näher. Jetzt hiess es wieder: Vorwärts! In Linie! Dann aber sofort: Rückzug! Nun schienen die bösen Füsse sämtlich geheilt zu sein. Umsonst riefen die Offiziere in einem fort: „Laufet doch nicht so! Nicht so schnell! Nicht so schnell!“ So oft man diesem Sturmschritt ein wenig Einhalt gethan, fing er immer wieder an, und das Tempo verschnellte sich von Augenblick zu Augenblick, bis es zu dem Punkte gelangte, wo der Laufschritt anfängt; dann stockte es wieder ein wenig, als ob man sich plötzlich ein bisschen schämen würde; doch sofort bekam der Instinkt wieder die Oberhand. So gelangten wir, fortwährend auf's Hitzigste verfolgt, zum Gros zurück; es war Abend. Das Bataillon hatte schon „Kehrt“ gemacht, und ohne Aufenthalt wurde der Rückzug fortgesetzt, noch etwa eine halbe Stunde lang unter unaufhörlichem feindlichen Feuer. Ich habe aber nicht gesehen, dass eine einzige Granate getroffen hätte.

Das war nun eine Recognoscirung gewesen!

Der Rückmarsch ging noch fort bis Abends 9 Uhr; von der rechten Seite der Strasse Orleans-Paris zogen wir auf die linke hinüber und dann wieder vorwärts. Es war eine stockfinstere Nacht. Kaum liess sich erkennen, dass der Ort, wo wir unsern Stand nahmen, etwas erhöht und in der Tiefe vor uns ein Dorf gelegen war. Wo wir aber diese Nacht gewesen und wie das Dorf geheissen, vermag ich nicht mehr anzugeben; denn in jenen Tagen der übermenschlichsten Strapazen und Leiden that sogar das Gedächtniss seinen Dienst nicht mehr mit gewohnter Treue; Stumpfsinn blieb die vorwiegende Geistesverfassung. Nachdem etwa drei oder vier „Richtungen“ vorgenommen waren, legte man sich nieder, wo man stand. Es begann der erste Schnee zu fallen. Kaum aber hatten wir den Sack unter dem müden Haupt und die Felddecke abgeschnallt, um die Füsse einzuwickeln, kam unser „Sergent-Major“ und verkündete die willkommene Nachricht: „Die sechste Compagnie geht sofort auf Vorposten!“ Also mit einem Fluch der Verzweiflung zwischen den Zähnen wieder aufgepackt und fortmarschirt. Einen Kilometer etwa vor dem Gros ward uns Platz angewiesen, und nun galt es, die Feldwache zu organisiren, die Posten auszustellen und mit den andern Feldwachen die Verbindung zu suchen, was denn auch mit dem gewohnten französischen Geschick sehr schnell besorgt war.

Von 11 bis 1 Uhr waren mein Kamerad und ich auf dem Posten; es schneite die ganze Nacht. Bis am Morgen hatte der Schnee alle am Boden Liegenden in eine weisse Decke gehüllt. Die Füsse waren erstarrt, so dass man für den Augenblick keine Schmerzen mehr fühlte. In aller Frühe vereinigten wir uns wieder mit dem Gros, und nun ging es ungefähr auf demselben Wege zurück auf die andere Seite der Strasse und dann parallel mit dieser vorwärts.

Das war nun der 3. Dezember. Den ganzen Tag bewegten wir uns in der Gegend zwischen Artenay und Chevilly herum; Vormittags standen wir ziemlich weit vorne, kamen aber, bald vorrückend, bald uns

zurückziehend, immer mehr zurück. Der Feind gewann an Boden, und am Abend retirirten wir in voller Auflösung bis Cercottes, dem Dorfe, welches die äusserste Fortsetzung des Faubourg Bannier an der Strasse nach Paris bildet.

Diess das Resultat des Tages. Eine zusammenhängende Erzählung von dem zu geben, was ich diesen Tag gethan und gesehen, wäre mir unmöglich, da ich es selbst nicht mehr weiss. — Nur einige Episoden.

Wir hatten das merkwürdige Schicksal, den ganzen Tag im Feuer zu stehen, ohne einen einzigen Schuss zu thun. Immer standen wir entweder der feindlichen Artillerie gegenüber, die uns unerreichbar war, oder wir hatten eigene Truppen vor uns, und wenn wir hätten daran kommen sollen, war es allemal aus und die Stellung wurde aufgegeben, um nach einiger Zeit neuen Widerstand zu versuchen.

Es mochte 10 Uhr sein, als wir, ein Dorf zu unserer Linken, im zweiten Treffen, aber ganz nahe dem ersten, mitten in der Schlacht zu stehen schienen. Ein ungeheures Gewehrgeknatter, das Knallen der Kanonen hart an unsern Ohren, das rauhe Rasseln der Mitrailleusen (hörst Du die Kaffeemühle? fragte mein Freund, als er das Ding zum ersten Mal hörte), das Sausen, Zischen und Platzen der grossen Geschosse machten eine Musik, darob es dem Teufel grausen mochte, wie man zu sagen pflegt. Aber im Verhältniss zum Spektakel war die Zahl der Tödtungen und Verwundungen eine kleine; es fiel einer da, einer dort, man sah Verwundete wegtragen, verbinden etc., aber nirgends ging es in's Massenhafte.

Als das Ding eine Weile so fortgegangen, machte auf einmal, wie verabredet, Alles, so weit ich sehen konnte, „Kehrt“, wie es scheint, auf Befehl. Aber im gleichen Augenblick schien auch Alles aus Rand und Band gehen zu wollen. Statt einen wohlgeordneten Rückzug anzutreten, betrachtete Jeder das Commando zum Rückzug als Signal, seine Haut bestmöglich aus dem Getümmel herauszubringen. Compagnien trennten sich vom Bataillon und unter sich, verloren sich, fanden sich wieder, die Artillerie riss aus und fuhr im Galopp durch Alles hindurch; zwei Colonnen, die, von verschiedenen Seiten kommend, durch eine Gasse hindurch strebten, schnitten sich förmlich entzwei, weil Niemand warten wollte, da der Eingang der Gasse beschossen wurde und ein anderer Weg nicht da war. Hier fiel eine Granate auf das Strassenpflaster; sie riss ein halbes Dutzend Leute um; die wilde Jagd ging über sie weg.

Am Nachmittag standen wir vor dem Dorfe Chevilly. Auf dem Platz, wo wir bis zum 2. Dezember unser Lager gehabt, war eine Anzahl der grössten Marinegeschütze aufgeführt. Wieder wurde die sechste Compagnie „en tirailleurs“ vorgeschickt; wir kamen gerade einige hundert Schritte vor unsere Geschütze zu stehen. Es wurde uns streng befohlen, aufrecht zu stehen, nicht vom Platze zu weichen und keinen Schuss zu thun. Unsere Geschütze begannen ihr Feuer über uns hinweg in das unentwirrbare Getümmel vor uns. Es ging nicht lange, so wurde das Feuer beantwortet, immer schneller und energischer; es war ein unbeschreibliches Donnern, Knallen, Sausen und Zischen über unsere Köpfe weg. Unsere Geschütze verstummten; sofort machte der Feind, dem wir, wie es scheint, das Ziel verdeckten, sich das Vergnügen, auf uns zu schiessen. Näher und immer näher kamen die Geschosse; man merkte, wie der Feind sich auf uns einschoss; man sah den Blitz seiner Geschütze, dann hörte man den Knall, dann das Geschoss, sein Sausen und sein Platzen. Jeder hat in dieser Lage das nicht abzuwehrende Gefühl, als komme das Geschoss gerade auf seinen Kopf zugeflogen, daher das unwillkürliche Neigen und Ducken, um den Kopf zu decken; man fürchtet immer nur für den Kopf. „Aufrecht! Aufrecht!“ wiederholte der Lieutenant fortwährend; das half aber nichts. Als einzelne Geschosse nun wirklich in unsere Linie einschlugen und zwei Mann verwundeten, legte sich Alles auf den Bauch, und der Lieutenant, dessen Käppi mit einer Granate davon flog, duckte sich auch und sagte nichts mehr. Endlich wurde uns erlaubt, Deckung zu suchen; aber in einem Augenblick mussten wir noch einmal denselben Platz beziehen. Unsere Geschütze eröffneten wieder ein lebhaftes Feuer, wodurch wir Erleichterung erhielten, indem der Feind gezwungen wurde, von uns abzulassen und sich mit unserer Artillerie zu beschäftigen. Dieses artilleristische Schauspiel mochte im Ganzen über eine Stunde dauern; schliesslich zog man uns aus dieser Situation heraus und stellte uns auf die

andere Seite der Strasse, wo wir unbehelligt eine Zeit lang zuschauten. Unterdessen kam ein Marschregiment in voller Auflösung und im Rückzug begriffen an uns vorbei; der Haufe betrat das Dorf und machte nicht Miene, sobald wieder Halt zu machen. Da sprengte ein kleinere Trupp höherer Offiziere heran, darunter ein alter, grauer General. Der ritt unter die Leute fluchte und wettete, und schmeichelte abwechselnd und schrie sich heiser: „En avant, en avant, allons enfants, allons donc, sacrés fainéants!“ Es half aber Alles nichts; die Leute blieben eine Weile stehen, schauten sich um, schauderten beim Hören und Sehen des Getümmels, aus dem sie eben kamen; immer mehr und mehr trafen Fliehende und Zersprengte ein und allmähig riss die allgemeine Strömung Alles mit sich fort, Orleans zu.

Während dieser Zeit hatten wir, die wir am Verhungern zu sein glaubten, uns endlich über das strenge Verbot, unser Letztes aufzuzehren, hinweggesetzt und vertheilt, was uns noch Essbares geblieben war: das Fleisch. Nicht einmal Salz hatten wir mehr. Das Fleisch wurde sofort roh verzehrt, worauf die Hälfte unwohl wurde und sich erbrechen musste.

Bei Einbruch der Nacht traten wir wieder den Rückzug an. Der Befehl wurde einen Augenblick zu spät gegeben; denn in dem Moment, wo wir den Eisenbahndamm betraten, warfen sich auch andere Truppentheile auf diese noch freie Rückzugslinie. Man zersprengte sich gegenseitig; Alles drängte sich durcheinander, Artillerie, Cavallerie und Infanterie, und bei finsterner Nacht, theilweise durch Wald, wogte die Masse über diesen engen Damm. Das dauerte bis gegen Mitternacht, wo wir Cercottes erreichten. Hier fand sich das Bataillon zum grossen Theil wieder zusammen; indessen hatte die sechste Compagnie, neben vielen Einzelnen, ihre ganze siebente „Escouade“ sammt dem Corporal verloren. Dieser hat mir später in der Gefangenschaft erzählt, er und seine Leute seien an diesem Vormittag auf dem Rückzug in ein Haus gegangen und hätten sich dort gütlich gethan, bis man sie, ihrem Wunsche gemäss, in preussische Verwahrung genommen habe.

In Cercottes waren alle Häuser gedrängt voll Militär, und so unbändig war die Gier und der Egoismus, mit dem man jedes Plätzchen versperrte, dass unser drei Mann mit dem Ordinäre-Chef Stunden lang mit dem baaren Geld, das die Compagnie noch besass, von Haus zu Haus ziehen mussten, um einen Kessel voll Wein zu bekommen, obschon derselbe in Strömen floss. Die Nacht durch suchte man etwas zu essen aufzutreiben und am Feuer zuzubereiten.

Am Morgen des 4. Dezember ging es wieder einige Stunden kreuz und quer vorwärts; gegen Mittag kamen wir neuerdings in's Feuer; zwischen 12 und 1 Uhr war dasselbe am stärksten; doch blieben wir auch hier wieder nur Zuschauer. So oft wir wirklich Feuer erhielten, war auch der Moment schon da, wo die Stellung überall aufgegeben wurde; dann hiess es wieder: „En retraite!“ Und das mochte denn auch das Beste sein. Ich könnte wirklich nicht sagen, dass die Haltung der Truppen, die ich unmittelbar selbst sah, eine solche war, dass man hätte erwarten können, sie in einem mörderischen Feuer zusammen- und festzuhalten. Ich habe den Zustand der Truppe vor der Schlacht geschildert; nun bringe man noch diese drei Tage in Rechnung und kann sich dann unschwer vorstellen, wie es um Geist und Körper gestanden haben muss.

Frühzeitig am Nachmittag war offen bar Alles aufgegeben und die ganze Armee auf dem Rückzug. Hier fiel uns wieder die Ehre zu, hintendran zu sein und zwischen unserer Armee und dem verfolgenden Feinde zu stehen. In unaussprechlicher Unordnung ging es Orleans zu, und als die Nacht hereingebrochen war, erreichten wir noch einmal das Faubourg Bannier fatalen Angedenkens.

Unsere Meinung war, man werde die Nacht hier zubringen, wie die vorige in Cercottes, um am Morgen den gleichen Tanz von Neuem anzufangen. Wie am Abend vorher in Cercottes, so lagerte auch hier wieder Alles auf offener Strasse, in den Häusern und überall: nirgends aber war irgend welche Ordnung oder Zusammengehörigkeit mehr zu sehen. Jeder hatte sich placirt, wo er eben ein Plätzchen gefunden. Unser zwei, die wir von der sechsten Compagnie allein bei einander geblieben waren, gingen, obschon wir vor Ermüdung fast umsanken und von 100 zu 100 Schritt ausruhen mussten, das Faubourg ganz hinab, in

der Hoffnung, noch die Compagnie oder das Bataillon zu finden, um am Morgen an unserem Platze zu sein. Umsonst. In einem Hause, wo schon mehrere im Parterre um's Kaminfeuer sich wärmten, legten wir uns hin, um sofort einzuschlafen.

In aller Frühe des Morgens, noch vor Tagesanbruch, machten wir zwei uns wieder auf den Weg. Wir kamen an das grosse eiserne Gitter, welches die eigentliche Stadt vom Faubourg trennt und die Octroi-Grenze bildet; es war verschlossen. Wir kehrten um. Ein Bürger, der in der Morgendämmerung uns begegnete, sagte uns, wir sollten unsere Waffen ablegen und zu entkommen suchen. Wir mochten etwas lange Gesichter gemacht haben; denn der gute Mann sah sich sofort zu näherer Erklärung veranlasst: im Faubourg Bannier und in den dem Bahnhof zugekehrten Quartieren seien die Deutschen zugleich mit den zurückgetriebenen Schaaren der Franzosen eingedrungen und Freund und Feind haben unter einander vermischt, vielerorts in den gleichen Häusern geschlafen. Alle Zugänge zur Stadt diesseits der Loire seien von den Preussen noch gestern Abend, die Loireübergänge gleichzeitig von den Franzosen gesperrt und damit der ganze Schweif der Armee preisgegeben worden. Jetzt werden die zerstreuten Franzosen zusammengetrieben, entwaffnet und in die Cathedrale eingesperrt.

Wir schlugen den Weg nach der Loire-Brücke ein, in der Meinung, wenn sie nur von den eigenen Leuten gesperrt sei, so werden wir schon hinüber kommen. In einer der mit der Rue royale, Orleans' Hauptstrasse, parallel und senkrecht auf die Loire gehenden Strassen suchten wir den Fluss zu erreichen, wurden aber durch eine uns entgegenkommende feindliche Patrouille gezwungen, ein Seitengässchen einzuschlagen, welches auf die Rue royale mündete. Als wir ein Stück weit in diesem Gässchen gelaufen, sahen wir eine nicht unbedeutende Abtheilung unserer Leute, von Bayern escortirt, die Strasse heraufkommen.

Wir wichen zurück. Alle Häuser waren verschlossen. Wir irrten noch eine Weile umher, bis aus der Thüre eines elenden Hauses eine bekannte Stimme uns anrief; wir traten ein und fanden in dem Raum, der zugleich Küche und Wohnraum war, mehrere Kameraden von der Compagnie, dazu noch viele andere, „Lignards“ und „Moblots“; letztere hatten noch einen Lieutenant bei sich, der also hier das Commando führte; man liess uns die Waffen zu den übrigen in einen Winkel stellen; dann konnten wir ausruhen und uns restauriren, bis ein neuer Gefangenenzug vorbeikam. Auf den Wink des Führers der deutschen Eskorte und den Befehl des Offiziers der „Moblots“ schlossen wir, etwa 12 Mann, uns dem Zuge an, wurden in die Cathedrale geführt und dort zu den andern Tausenden gesperrt, um noch selbigen Tages den Marsch in die Gefangenschaft anzutreten.

Die ganze Menge der Gefangenen, deren viele Tausende waren, wurde in mehrere Züge abgetheilt, jeder zu etwa 1000 Mann. Ich war beim ersten abgehenden Zug. Derselbe wurde von Bayern eskortirt; von fünf zu fünf Schritt ging ein eskortirender Infanterist, von etwa fünfzig zu fünfzig ein Reiter nebenher. Die gemeinen Soldaten waren fast durchwegs gutmüthige Leute, die sich sofort in einen Umgang auf ganz gleichem Fusse mit den Gefangenen einliessen und für allerlei Kleinigkeiten Brod und Schnaps an einen hungrigen armen Teufel dahingaben. Der Befehlshaber des Zuges aber, ein Infanterie-Hauptmann, mochte das nicht leiden und sagte zu einem Unteroffizier: „Unsere Soldaten sind doch gemeine Kerls, dass sie sich mit den Franzosen abgeben mögen, die ihnen doch nach dem Leben gestrebt haben,“ und den Soldaten, die durch ihr Mitleid zu den elend genug aussehenden Gefangenen zur Geduld geneigt schienen, bemerkte er: „Wir wollen ihnen nichts zu Leide thun; aber strenge halten wollen wir sie.“

So setzte sich der Zug in Bewegung über den ganzen Schauplatz unserer Schicksale: das Faubourg Bannier hinauf und durch Cercottes und Chevilly hinaus in's offene Land, auf der grossen Strasse nach Paris. Der bayrische Hauptmann ritt in einem fort um den Zug herum und schrie: „A quatre, à quatre!“, schwang seinen Säbel über die Nachzügler und die, welche nicht zu vierten marschirten, und hieb öfters ein, wenn ihm die Geduld ausging.

In Cercottes passirten wir eine Stelle, wo in der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember Brod und Biscuits vertheilt worden waren. Der Boden war von daher noch dicht mit Brosamen besät. Jeder bückte sich und

nahm eine Hand voll, steckte das Zeug zu sich und las dann während des Marsches die Brosamen aus dem Kothe heraus. Hie und da erhaschte Einer mit einem raschen Seitensprung eine Rübe aus dem Boden; hatte er dann das Geniessbarste davon verzehrt und warf er den Rest auf die Strasse, so kam die Delikatesse in die zweite und in die dritte Hand. Jede Stunde etwa wurde ein Halt gemacht und ausgeruht. Es begegneten uns noch bedeutende Truppenmassen von der Armee Friedrich Karl's. Sowohl diese, als die Bayern sahen in Kleidung und Wohlgenährtheit aus, als wären sie erst gestern in's Feld gerückt.

Als das Marschiren am Nachmittag anfang, gar zu langsam zu gehen, Manche umsanken und liegen blieben oder nur noch mit grösster Mühe vorwärts zu bringen waren, wurde Colonne links gemacht und der ganze Zug in eine grosse, verlassene „Ferme“ (Bauernhof) eingesperrt, die mit ihren Dependenzen einen geschlossenen Hof bildete. Die auf Requisition ausgesandte Reiterei brachte endlich aus dem benachbarten Dorfe eine Ladung Brod. Man kann sich denken, welche Schwierigkeiten die Vertheilung in der tobenden Menge hatte. Niemals aber werde ich die Andacht vergessen, mit der Viele das schöne Stück weissen Brodes in Empfang nahmen! Auch einige Stücke Vieh wurden noch herbeigetrieben; aber nicht Alle waren so glücklich, zu einem Stück Fleisch zu gelangen. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Eine Menge Feuer brannten in dem Hofe. Wer etwas hatte, kochte und briet. Der Pumpbrunnen in der Mitte war bei dem starken Zudrang beinahe unzugänglich.

Unser zwei, die wir im Hofe nach Ueberbleibseln der geschlachteten Thiere herumsuchten, fanden hinter einem grossen Thor ein Pferd liegen, das bereits angeschnitten war, obschon es abscheulich stank. Wir zögerten keinen Augenblick, auch unsere Messer daran zu probiren, als ein bayrischer Unteroffizier an uns herantrat und unser Treiben bemerkend, sagte: „Aber, um Gottes willen, Ihr wollt doch nicht von einem crepirten Pferde essen?“ Wir antworteten, dass wir das freilich im Sinne hätten und dass für einen Hunger, wie den unsrigen, Alles willkommen sei, worauf er, sich die Nase zuhaltend, davon ging.

Wir warfen unser Rossfleisch in das Feuer. Die übrige Gesellschaft, die bereits derartigen Braten genossen hatte, klagte über schrecklichen Durst. Man erbot sich mir, für Holz und Salz zu sorgen, wenn ich Wasser zu verschaffen wisse. Ich nahm daher eine Feldflasche und versuchte, zum Schöpfbrunnen zu gelangen, musste den Versuch aber sofort aufgeben; denn die Nächsten an demselben geberdeten sich wie Tollhäusler und warfen jeden Aspiranten einfach vom Gerüst herunter. Ich ging darauf im Hof herum und suchte ein wenig Schnee zusammenzuscharren; es hatte aber fast keinen mehr. Da krachte es auf einmal unter meinem Fusse; ich sank in den überfrorenen Tümpel ein, der neben dem Miststock war, und besann mich nicht lang, sondern füllte meine Flasche und versuchte den Trank; derselbe war zwar stinkend, hatte aber für den Gaumen ganz die gleiche erfrischende Wirkung, wie reines Wasser. Meine Kameraden, denen ich eine volle Flasche brachte, fanden das Ding auch vortrefflich und hatten mir unterdessen meinen Rossbraten fertig gemacht, so dass ich nun einigermaßen gespeist und getränkt in's Stroh liegen konnte.

Andern Tags ging es wieder in gleicher Weise vorwärts, ohne dass es den ganzen Tag über etwas zwischen die Zähne gegeben hätte. Aber in allen Ortschaften, wo wir durchkamen, wurde Brod und Anderes herzugetragen und aus den Fenstern herabgeworfen, und fast Jedem gelang es während des Marsches einmal ein Stück Brod zu erhaschen. Wie glücklich machte mich an diesem Tage ein altes Mütterchen, das in einem Städtchen, welches wir passirten, mit einem grossen Stück Brod ein Seitengässchen herab auf uns zu gerannt kam und mir gerade in die Hände lief, bevor sie überstürzt wurde!

Abends erreichten wir Etampes und wurden in die Kirche einlogirt. Dieselbe war geheizt und Stroh in Fülle vorhanden. Die Stadt bewirthete uns mit warmer Suppe, Fleisch, Brod und Wein. Hier zum ersten Mal seit einem Monate wurde ich wieder satt und konnte ordentlich schlafen; ich fing wieder an, mich als Mensch zu fühlen, und hielt das Schlimmste nun für überstanden.

Ebenso wurden wir nach jedem Tagesmarsch traktirt in La Ferté en Laye, Corbeil und Lagny. Letzteres war damals die Kopfstation der Eisenbahn aus Deutschland nach Paris. Die traurige Fusswanderung

hatte demnach hier für uns ein Ende. Wir bestiegen die Eisenbahnwagen und fuhren zwei Tage und drei Nächte, bis wir am Morgen des 12. Dezember in Coblenz anlangten.

Bei dieser Stadt war auf der sogenannten Karthause gegenüber dem Ehrenbreitstein ein grosses Barackenlager errichtet, wo wir schon Tausende von der Armee von Metz eingesperrt fanden. Man logirte uns in neue, solide Baracken; die Heizung war gut, die Lagerordnung streng, die Speisung rau und ungewohnt, doch so, dass man es dabei aushalten konnte.

Die Folgen des Erlebten brachen aber bei mir aus, so bald dem Körper die langersehnte Ruhe geboten wurde. Dysenterie und bösartige Geschwüre zeigten Verderbniss des Magens und des Blutes zugleich an, und ich lag vier Wochen lang in der Behandlung französischer Feldärzte. Dann erholte ich mich jedoch rasch und erlangte meine frühere Gesundheit und mein gutes Aussehen wieder.

Mit der Genesung kam auch ein sehr lebhafter Appetit und eine unglaubliche Gier nach Tabak. Das schwarze preussische Commissbrod, das mir und den meisten zuerst Unverdaulichkeiten bereitet hatte und dem an weisses Weizenbrod Gewohnten zuerst fast ungeniessbar geschienen, stieg nun im Werthe und wurde immer zu früh aufgezehrt, so dass dann die neue Vertheilung mit Sehnsucht erwartet wurde. Der schwarze Kaffee *ohne* Zucker am Morgen, die Gamelle voll gekochten Reis oder Griessuppe Mittags und Abends, dazu Mittags ein kleines Stück Fleisch, genügten nun nicht mehr für den ausgehungerten Magen des Reconvalescenten. Und dennoch, obschon faktisch Hunger leidend, verkaufte ich von meinem Brode so viel, dass ich immer rauchen konnte. Endlich eines schönen Vormittags, als ich mit recht scharf knurrendem Magen, das Pfeifchen im Munde, im Kreis der Kameraden am Ofen sass, wurde bei Vertheilung der Briefe mein Name gerufen und wie der Blitz sprang ich empor, den lang ersehnten Brief zu empfangen, der mich dem Gefühl der trostlosen Verlassenheit in der Fremde und der Noth wenigstens in etwas erlösen sollte. Der bis jetzt kaum beachtete „Suisse“, dessen stilles Wesen den Welschen nicht gefiel, wurde nun, im Besitze einiger Franken, sofort eine wichtige Person; ein Mann, der in die Cantine gehen und sich hie und da ein Gläschen „Eau de vie“ und weisses Brod erlauben konnte, galt für reich.

Die Arbeit in der Gefangenschaft, zu der ich jedoch als Kranker und später als Reconvalescent niemals mitgehen musste, bestand im Herbeischaffen unserer eigenen Bedürfnisse aus der Stadt und der Festung, im Begraben der Kameraden, die sehr zahlreich dahinstarben, und im Füllen und Verladen von Munition nach Frankreich; über letztere Arbeit fühlten sich unsere Leute sehr empört. Das Betragen der deutschen Bewachungsmannschaft war recht, wenn auch streng; das stolze und „durchgreifende“ Wesen der norddeutschen Unteroffiziere behagte den Franzosen am allerwenigsten.

So verging im stillen Einerlei der Tage auch der Januar. Gegen Ende dieses Monats wurden Gerüchte von einer Dislocation laut und nach wenigen Tagen mussten wir noch einmal das Bündel schnüren und zu Wagen steigen. Ueber Köln und Minden ging's nach Bremen und von hier zwei Tage zu Fuss nach Stade, der kleinen ehemals hannöverschen Festung in der Nähe von Hamburg. Das waren noch zwei sehr schlimme Tage, aber Gottlob die letzten. In Bremervörde, einem kleinen Städtchen zwischen Bremen und Stade, wo übernachtet wurde, bekamen wir ausgezeichnete und wohlwollende Verpflegung. In Stade trafen wir das Zeughaus für uns ausgerüstet und richteten dasselbe bald recht wohnlich ein.

Bewachungsmannschaft und Bevölkerung zeigten sich hier ganz gemüthlich und zutraulich und die Speisung durchaus gut. Das ganze Leben war daher ein recht leidliches, um so mehr, als man auch Erlaubniss erhielt, ohne Eskorte in die Stadt zu gehen. Zur Abwechslung arbeiteten wir jeden zweiten Tag etwa drei Stunden an der Abtragung der Festungswerke.

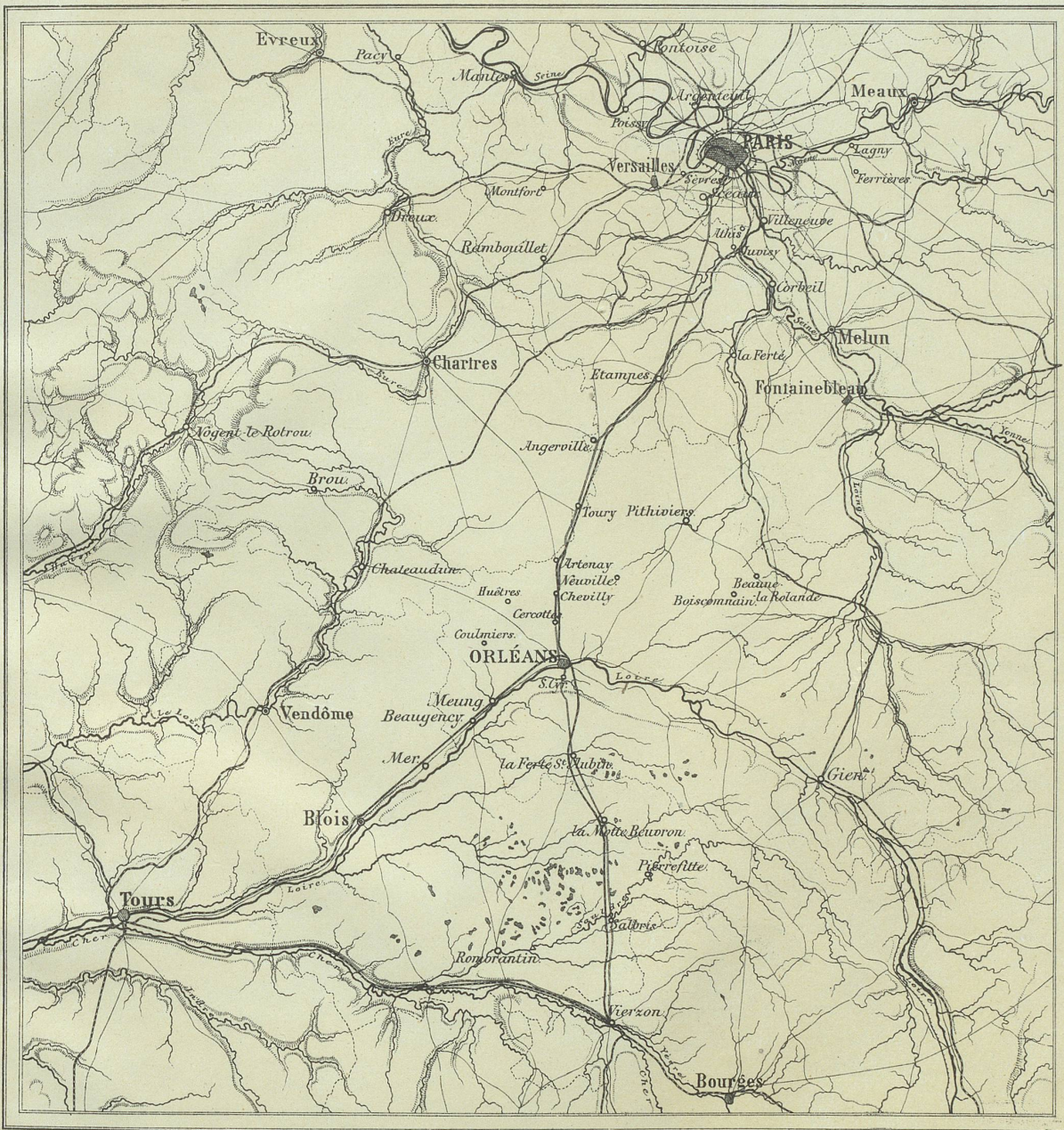
Ohne irgend einen bemerkenswerthen Vorfall gingen so Februar und März dahin, so glücklich, als sie einem Kriegsgefangenen überhaupt hingehen können. Nur Heimweh und Sehnsucht nach der Freiheit steigerten sich bei Allen, ganz gewaltig besonders, als endlich die Friedensverhandlungen begannen, die zuletzt Frieden und Freiheit wirklich brachten.

Morgens 3 Uhr des 31. März nahmen wir zum letzten Mal in Stade den schwarzen Kafe zu uns und zogen aus, die Elsässer und Lothringer, die per Eisenbahn heimbefördert werden sollten, zurücklassend. Nach kurzem Marsch erreichten wir Brunshausen an der Elbe. Auf dem Strome draussen sahen wir eine französische Flottille von sechs Kriegstransportschiffen vor Anker liegen. Eine Anzahl von Elbedampfern nahm uns auf und trug uns hinaus. Unser 1100 Mann bestiegen den „Européen“. Mit rührender Freude begrüßten die Franzosen das Verdeck als „Terre de France“, und nun gings fort in den Ocean hinaus.

Jetzt gab es ein Leben wie im Schlaraffenland. Das Schiff hatte alle guten Dinge in Hülle und Fülle an Bord: Soldatenkleider aller Art und so viel man begehrte wurden ausgetheilt; dazu schwarzer Kafe mit Zucker, Suppe und Schweinefleisch, Branntwein und ein herrlicher Rothwein. Aber die Freude an diesen Herrlichkeiten dauerte nicht gar lange. Das Meer begann sehr bald seinen Tribut zu fordern, und als dann die zweite Nacht sich etwas stürmisch anliess, legte sich Alles nieder: mehr als die Hälfte seekrank, Manche so stark, dass sie sich geberdeten, als wollten sie den Geist aufgeben. Das war eine saubere Nacht; wie es in unserm Zwischendeck aussah, mag man sich vorstellen!

Am Morgen des dritten Tages lagen wir vor Cherbourg. Hier hatte man für uns hinter der Festung ein Zeltlager bereitet und verpflegte uns, bis diejenigen, welche noch nicht ausges dient, in ihr Lager intradirt, die Andern aber mit Reisegeld versehen entlassen wurden.

Ueber Tours, wo ich, wie schon erzählt, noch meine Habseligkeiten abzuholen hatte, und Lyon kam ich wieder dahin, von wo ich etwa sieben Monate vorher ausgezogen. Die ganze Expedition hat mir weder materiellen Nutzen, noch Dank, noch auch Schaden gebracht, dagegen einige derbe Lehren gegeben, die mancher junge Leser aus meiner Erzählung schöpfen kann, ohne sie so sauer verdienen zu müssen.



Lith. Anst. J. Friedhorn, St. Gallen.

Vom *historischen Verein in St. Gallen* sind ferner folgende **Neujahrsblätter** herausgegeben worden und durch alle Buchhandlungen, per Heft broschirt für 12 Ngr., 40 kr., 1 Fr. 20 Ct. zu beziehen:

Aus der Urzeit des Schweizerlandes. Mit 3 Tafeln.

Die Schweiz unter den Römern. Mit 2 Tafeln.

Das Kloster St. Gallen. I. II. Mit 3 Tafeln.

Die Grafen von Toggenburg. Mit 1 Tafel.

Zwei St. Gallische Minnesänger. I. Ulrich von Singenberg, der Truchsess.
II. Konrad von Landegg, der Schenk. Mit 1 Tafel Abbildung.

Das alte St. Gallen. Mit Plan.

Die Feldnonnen bei St. Leonhard. Mit 1 Tafel.

St. Gallen vor hundert Jahren. Mit 1 Tafel.

Die Entstehung des Kantons St. Gallen. Mit 1 Karte.

Jacob Laurenz Custer, helvetischer Finanzminister, Kantons- und Erziehungsrath
und Wohlthäter des Rheinthals.